



Natur und Menschenleben.

Drei Erzählungen für Kinder

zur

Unterhaltung, Belehrung und Warnung

von

H. A. von Kamp.



Essen,

bei G. D. Bädeler.

[1824]

Kamp, H[ermann] A[dam] von

"
(1796 - 1867) Lehrer

V o r w o r t.

In dem Vorworte zu dem Bändchen Erzählungen unter dem Titel: „Drei Erzählungen aus dem Leben des göttlichen Kinderfreundes. Ein Geschenk für die Jugend“ kündete der Verfasser bereits das Erscheinen der nachfolgenden Erzählungen an, die in den Jahren 1827, 1828 und 1829 als Neujahrsbüchlein der Jugend gewidmet wurden.

Die erste dieser Erzählungen „Die Waldröschen“ mußten sich gefallen lassen, daß sie nachgedruckt wurden; von der zweiten war ein Nachdruck auf dem Wege, und die dritte ist schnell

vergriffen gewesen, ohne die Nachfragen befriedigen zu können. Ursache genug, eine neue Auflage zu rechtfertigen.

Indem diese nun in vorliegendem Büchlein erscheint, begleitet von dem schon im ersten Bändchen ausgesprochenen Wunsche, daß man bei Beurtheilung des Neußern dieser kleinen Erzählungen die Art und Weise, so wie den Zweck ihres Erscheinens berücksichtigen möge, wiederholt der Verfasser zugleich den Wunsch seines Herzens, daß auch durch diese Kleinigkeiten bei der Jugend das Gefühl fürs Höhere angeregt, und seinem wahren Ziele zugerichtet werden möge.

Die Waldvögelchen.

Der Köhler Baumann.

In jener Gegend unsers Vaterlandes, wo der Odenwald, ein hohes Gebirge, sich hinzieht, giebt es viel Waldung. Man trifft in diesen Wäldern hin und wieder Stellen, wo aus den alten Fichten und Buchen Kohlen gebrannt werden. Die Menschen, welche sich mit dieser Arbeit beschäftigen, werden Köhler genannt. In den einsamen Gegenden der Wälder haben diese Köhler ihre einfachen Wohnungen, wo sie zufrieden und glücklich leben. Abgeschieden von der großen Welt kennen sie die Bedürfnisse derselben nicht, und in ihrer Armuth fühlen sie sich glücklich, und schätzen sich reich genug, wenn sie nur gesund zur Arbeit gehen können.

Baumann, ein Köhler, hatte seine Hütte unter einem Felsenhange des Odenwaldes erbaut und

sich aus der Nachbarschaft eine fromme Jungfrau zur Gattin hinein geholt. Lange hatten sich die beiden gefannt und geliebt, und sie lebten nun in ungetrübter Zufriedenheit zusammen. Heiter ging Baumann des Morgens zu dem Holzstöße, wo er just zu arbeiten hatte, und eben so heiter kehrte er am Abende zu seiner Hütte zurück. Da kam ihm dann seine Frau eine Strecke entgegen, reichte ihm die Hand und führte ihn mit Lächeln in die trauliche Hütte. War das Abendbrod verzehrt, dann setzten sie sich zusammen auf den hervorragenden Felsen vor der Hütte, horchten auf den Abendgesang der Vögel, schauten in die Abendröthe und sprachen mit Entzücken von ihrer Jugend, von ihren Freuden und Mühen. Oder sie gingen auf einen Berggipfel, wo sie eine weite Aussicht in die Ferne über viele Städte, Dörfer und Fluren hatten. Da war es ihnen, als ob sie in eine fremde Welt schaueten, die ihnen zwar freundlich zuwinkte, wohin sie aber doch keine Sehnsucht fühlten. Ueber das benachbarte Dorf waren sie noch nie hinaus gewesen, und weiter wünschten sie auch nie zu gehen.

Zweimal hatte der Wald seine Blätter erneuert, seitdem sie als Mann und Weib zusammen in der Hütte gelebt hatten, da segnete der liebe Gott sie mit zwei Kindern zugleich, einem Knaben und einem

Mädchen. Das war eine glückliche Stunde in der einsamen Hütte. Der Köhler schaute seine Frau und die Säuglinge, die an ihrer Seite lagen, mit einem unbeschreiblichen Gefühle an, faltete seine Hände, blickte empor, und sprach: Gott, dir sey Dank! Ach, sagte die Frau, möchten sie nur zu Gottes Ehre groß werden! — Wir wollen das Unsere thun, liebe Frau, erwiederte Baumann, das Uebrige wird der liebe Vater Drogen besorgen.

Schnell nahete das Pfingstfest heran, und da die Mutter wieder hergestellt war, so wünschten sie, daß die Zwillinge am Feste die heilige Taufe empfangen möchten. Der Köhler ging deshalb am Vorabend des Festes zum Pfarrer des nächsten Dorfes, wohin er zur Kirche gehörte, um sich mit demselben darüber zu besprechen, und als derselbe ihn auf den zweiten Pfingstmorgen beschieden hatte, ging er, die Väter aus seiner und seiner Frau Verwandtschaft einzuladen. Nun sahen die Eltern froh und fromm dem wichtigen Morgen entgegen. Er erschien mit seinem im Walde so einzigen Glanze. Alle Bäume waren vom Thau wie mit Diamanten überstreut, in welchem die Sonnenstrahlen glänzten. Die Waldbewohner stimmten ihr Morgenlied entzückend schön an, und aus der Ferne erscholl rings

umher das Geläute der Glocken zur Frühfeier des Festes, durch das Echo der Felsen und Schluchten vermehrt.

Dem Köhler und seiner Frau war nie ein Festmorgen so herrlich erschienen. Sie drückten sich schweigend die Hand, schauten auf ihre Säuglinge, und lächelten sich an.

Die Pathen erschienen mit der guten Frau, welche die Kinder ins Leben und zur Taufe bringt. Die Püppchen wurden reinlich angekleidet, und in Windeln gehüllt, und nun wurde aufgebroschen. Gott gehe mit euch, sagte die Mutter, als sie die Kindlein noch einmal geküßt hatte. Sie verließen die Hütte.

Baumann wiederholte das Wort der Mutter vor der Hütte, und folgte sinnend nach. Er blickte nach einigen Schritten noch einmal sich um, und sah seine Frau an dem Baume stehen, unter welchem sie oft verweilt, und wo sie am Tage ihrer Verehelichung einen wilden Rosenstrauch gepflanzt hatten. Derselbe stand eben in Blüthe. Mit schnellen Schritten kehrte Baumann zurück, trat zu seiner Frau und sprach: Ich will von dem Strauche unserer Liebe einen Schmucl für unsere Kleinen mitnehmen. Die Mutter pflückte schnell zwei halbgeöffnete Waldröschen ab, und gab sie ihm. Nun eilte er den

Vorangegangenen nach, und als er sie eingeholt hatte, heftete er jedem seiner Kinder ein wildes Nöschchen auf die Brust.

Bald waren sie im Dorfe angekommen, und als die Glocken geläutet wurden, gingen sie in feierlichem Zuge in die alte graue Kirche.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, hielt eine herrliche Rede über die Worte: »Deine Kinder werden dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe.« Er wendete dieses gar schön auf die 3000 Seelen an, welche am ersten Pfingsttage, den die Christenheit feierte, wo der heilige Geist ausgegossen wurde, sich zum Christenthum durch die Taufe einweihen ließen. Das waren die ersten Tropfen, sagte er, die in der Morgenröthe des Christentages geboren wurden. Die Tropfen sind ein Meer geworden! — O, seitdem sind viele, viele Millionen Kinder dir, dem Heilande, geboren.

Und als er nun die Rede geendigt hatte, stieg er von der Kanzel hernieder, trat vor den Altar, und hieß im Namen Jesu die Kindlein zu sich kommen. Da huben sich die Gevattern mit den Kindlein von ihren Sizen, und traten vor den Altar. Der Vater stand neben ihnen. Eine Thräne rollte seiner braunen Wange herab. Nach einem kurzen kräftigen Gebet wurden die Kinder dem Pfarrer dar-

gereicht. Eine Weile blickte er mit Rührung auf die frischen Kinder, die, wie Rosen aus den Knospen, aus den Windeln hervorschauten. Sein Blick fiel dann auf die Rosen vor ihrer Brust. Seyd mir willkommen, Waldröschen, rief er nun aus, seydt mir willkommen! O es wird hier ein Thau über euch gegossen von der Höhe! Wachset und blühet in Einsamkeit in der Einsamkeit, wie diese Röschen, die genügsam im Walde auf dürrem Boden stehen, und die ebensowohl den Thau des Himmels erhalten, wie ihre Schwestern in den Lustgärten der Erde. — Er verrichtete darauf die heilige Taufhandlung, und sprach dann den Segen über die Kinder und die Gemeinde aus. Es waren wenige Augen, die dieses anschauten, die nicht feucht geworden waren.

Begleitet von Segenswünschen manches Bekannten, den Baumann auf dem Heimwege antraf, kam der kleine Zug bald wieder in die Hütte unter dem Felsenhang.

Gute Frau, sprach Baumann, nach den ersten Begrüßungen, der Herr Pfarrer hat unsern Kindern schöne Namen gegeben. Ei, antwortete diese, doch wohl die, welche wir wünschten, Ewald und Lyda?

Ja, erwiederte Baumann, auch diese; aber er nannte sie zuerst Waldröschen. Wie gefällt dir

das? — Sehr gut, sprach die Mutter, sie sind ja auch im Walde geboren, und blühen wie die Röslein. Es ist ein lieber Pfarrer. Wie viel Schönes und Frommes hat uns der gute Mann schon gesagt! Denk dir noch den Segen, den er uns sprach, als er uns die Hände zusammenlegte. Nie vergeß ich das Wort: Friede sey mit euch! und eure Seele und Leib bleibe rein und unbefleckt, bis auf den Tag der Zukunft unsers Herrn und Heilandes! — Wohl sprichst du wahr, liebe Frau, versetzte Baumann. Nie kommt man zum Pfarrer, oder er sagt fromme Sprüche. — Was hat er denn noch mehr gesagt? fragte die Frau weiter. — Ich kann das alles nicht so behalten, erwiederte Baumann, aber er sagte auch noch, daß wir glücklich wären, daß wir im Walde wohnen. — Und das sind wir auch, sprach die Frau heiter, recht glücklich! Mögens unsere Kinder auch werden!

Bei einem einfachen Festmahle wurde nun in Freundschaft und Liebe gescherzt und erzählt, bis die Schatten der Bäume länger und matter wurden. Bevor sich jedoch die Taufgäste entfernten, machte Baumann den Vorschlag, ob sie nicht ein Liedchen singen wollten. Dieser Tag, sagte er, ist mir so festlich, wie mein Hochzeittag. Liebe Frau, laß uns doch das Liedchen singen, das wir zusammen

sangen, als wir den Rosenstrauch dort einsetzten.
Und sie sangen:

Hier stehe verborgen,
Du lieblicher Strauch,
Und sey ohne Sorgen,
Wir sind es ja auch!
Zwar dürftig die Erde,
Doch nährt sie uns reich.
Genügsamkeit werde
Dir Reichthum, uns gleich.

Ergrüne, wenn Maien
Besuchen den Wald,
Wenn Vöglein sich freuen,
Wenn's Jägerhorn schallt.
Und lächle uns Freude
Im einsamen Raum,
Im einfachen Kleide
Hier unter dem Baum.

Schaun wir dich frisch grünen
Und blühen so hold,
Nun wieder, und wieder —
So Gott es gewollt:

Dann ruht wohl im Schooße
Der Mutter, o Lust!
Dein Bild, liebe Rose,
Und kost' an der Brust.

Nach einigen andern frohen und unschuldigen Gesängen wurde zusammen ein Abendslied angestimmt. Die Gäste nahmen Abschied. Stille war es wieder in der Hütte.

Ewald's und Lyda's Jugendjahre.

Die beiden Kinder wuchsen unter der treuen Pflege der Mutter und den Liebkosungen des Vaters schnell heran. Bald konnten sie den Namen Vater und Mutter aussprechen und mit schwankenden Tritten um die Eltern purzeln. Mühe und Sorge waren sie ihren Eltern gar nicht. Kam der Abend, und der Vater kehrte von der Arbeit zurück, so hatte die Mutter viele Stückchen zu erzählen, was Ewald begonnen, und Lyda den Tag über gesprochen hatte. Mit großer Aufmerksamkeit hörte der Vater dieser Erzählung zu, blickte bald auf den Knaben, bald auf das Mädchen, lächelte, und lobte sie, oder drückte die Kleinen, die auf seinem Schooße saßen, an seine Brust.

Als der Knabe etwas herangewachsen war, konnte der Vater ihn den ganzen Tag nicht mehr entbehren. Er trug ihn am Morgen mit sich hinaus zu dem Plage, wo er arbeitete, und der kleine Ewald

lief munter, wie ein Reh, um ihn her, lauschte hier auf einen Vogel, dort auf einen Käfer oder auf ein anderes Insekt, und brachte, was er Merkwürdiges fand, seinem Vater, und fragte um Alles, was er sah und hörte mit großer Wißbegierde. Der Vater theilte ihm über das, was er zu wissen wünschte, immer das mit, was er selbst wußte, und so lernte Ewald viele Dinge kennen.

Lyda blieb lieber um die Mutter. Auch sie hatte von derselben bald alle Dinge, die sie um sich her erblickte und wahrnahm, kennen gelernt, und wußte Alles, was in der kleinen Haushaltung zu verrichten war. Dabei ahmte sie der Mutter, was sie nur konnte, nach, und hatte auf diese Weise stets Beschäftigung. Aber obgleich diese Kinder in der Wildniß aufwuchsen, blieben sie doch nicht ungeschickt in dem, was man sonst in den Schulen erlernt. Die Dorfschule, wohin sie gehörten, war zu weit entfernt. Darum nahmen sich die Eltern ihrer desto mehr an, und versuchten ihnen das, was sie selbst konnten, beizubringen. Die Mutter lehrte sie die Buchstaben kennen, und es dauerte nicht lange, da konnten sie schon etwas lesen. Am Abende, und vorzüglich des Sonntags, mußten sie dem Vater Rechenschaft von ihren Fortschritten ablegen, und sie erhielten von ihm einigen Unterricht im Schreiben.

Er verstand selbst nicht viel und schön zu schreiben; aber was er zu nennen mußte, und was er sprechen konnte, das konnte er auch schreiben. Das lehrte er auch die Kinder. Außer einem A B C-Buche, einem Kirchengesangbuche und einer Bibel hatten sie keine Bücher. Diese wurden desto fleißiger gelesen. Es war keine biblische Geschichte, die nur in etwa merkwürdig war, welche die Kinder nicht kannten, und von den Gesängen konnten sie die meisten ganz auswendig; und von den übrigen die schönsten Strophen. Der Vater und die Mutter stimmten am Abende gewöhnlich einige Verse an, und die Kinder ließen ihre hellen Stimmen frisch dazwischen tönen. O so lieblich tönte dieser Gesang aus der Hütte unter dem Felsenhang durch die Stille des Waldes! Friede des Himmels schwebte um die einsame Köhlerwohnung.

Fünfzehnmal hatte der Rosenstrauch geblüht, der unter der Linde vor Baumanns Hütte stand, als er zum sechzehnten Male wieder frisch grünte und Knospen trieb. Nun wird's Zeit, sprach Baumann zu seiner Frau, daß wir unsere Kinder zum Pfarrer bringen, damit er sie in die Gemeinde aufnehme. Ja wohl, antwortete seine Frau, wird's Zeit. Bringe sie Sonntag nach der Kirche dem Herrn Pfarrer, daß er sie einmal prüfe, ob er sie

tüchtig dazu finde. Das that Baumann. Und als der Pfarrer sie nun fragte, was sie von Gott und dem lieben Heilande wüßten, da antworteten sie ihm so schön auf alle Fragen, daß sich der Pfarrer sehr darüber wunderte. Er fand, daß sie Gott und den Heiland kannten und liebten. Darum sprach er zu Baumann: Schickt eure Kinder noch einigemal hieher, dann will ich ihnen noch einiges sagen über ihren Taufbund und die heiligen Sakramente, und sie sonst noch auf die Ablegung ihres Bekenntnisses vorbereiten. Darüber war der Vater herzlich froh.

An den vom Pfarrer bestimmten Tagen erschienen Ewald und Lyda mit den Jünglingen und Mädchen des Dorfes zum Unterricht in der heiligen Lehre.

Als das Pfingstfest herangekommen war, wurde der zweite Festtag zu der Ablegung des Glaubensbekenntnisses bestimmt. — Das war eine Stille in der Hütte des Köhlers am ersten Pfingsttage! Es wurde wenig gesprochen, um nicht durch Gespräche über gleichgültige Dinge die Gedanken von dem wichtigen Vorhaben abzulenken. Sahen sich die Eltern und die Kinder an, so lag in diesen Blicken etwas ungemein Feierliches und Rührendes.

Mit einer unbeschreiblichen Pracht war eben die Sonne aus dem Morgenrothe hervorgegangen, als

als Ewald und Lyda am zweiten Pfingsttage schon ihrer Eltern Hütte verließen, und den benachbarten Berggipfel bestiegen. Da setzten sie sich auf einen Rasen und schauten auf das im Thale liegende Dorf. Dorthin, liebe Lyda, werden wir also heute gehen, da in der Kirche schwören, Gott und dem Heilande treu zu seyn! Ja, lieber Ewald, versetzte Lyda, mir ist's dabei wohl und weh zu Muthe. Ich freue mich, diesen Schwur öffentlich zu thun, den ich so oft im Stillen meines Herzens gethan habe; aber denke ich so ganz an das Wichtige dieses Schwures, dann werde ich bis zu Thränen gerührt. — Wir wollen, Lyda, fromm seyn, bis ans Grab, und Gott wird uns darin beistehen — sprach Ewald. Nun folgte eine lange Pause. Nachdem sie noch über Einiges das Fest betreffende gesprochen hatten, kehrten sie zu ihrer Hütte zurück. Sie fanden ihre Eltern im Gebete. Nach eingenommenem Frühstück legten sie ihre Festkleider an. Ewald hatte von seinem Taufpathen dunkelgrüne Kleider zum Geschenke erhalten und Lyda ein weißes Gewand. Vater und Mutter kleideten sich in ihre Hochzeitkleider, und verließen mit ihren Kindern die Hütte. Im Walde war es still, kühl und lieblich. Als sie das Ende desselben erreicht hatten, sahen sie von allen Seiten

Menschen nach dem Dorfe wandern. Dazwischen gingen die Jünglinge und Jungfrauen, welche ihr Glaubensbekenntniß ablegen sollten, von ihren Verwandten umringt, und mit eigenen Blicken angesehen.

Unter Glockengeläute füllte sich das Gotteshaus. Die Jünglinge und Jungfrauen waren aber noch in der Wohnung des Pfarrers. — Stille war es in dem Kreise. Der Pfarrer sprach kein Wort — bis er die Thür des Zimmers, wo sie versammelt waren, öffnete, und sanft den Kindern zurief: Folget mir nach! — Und sie folgten. Mit Gesang wurden sie in der Kirche empfangen. Die Orgel tönte noch einige lang gehaltene Akkorde nach, als der Gesang schon geendet war, und nun war's auf einmal so still, als ob Niemand in der Kirche wäre.

Der Pfarrer begann nun nach einer kurzen kräftigen Rede und nach einem Gebete seine Fragen über die Lehre von Christo, dem Sohne Gottes. Darauf ließ er jedem der Jünglinge und der Jungfrauen ein Bekenntniß ablegen. Das hatte niemand auswendig gelernt, und darum sagte jeder, was er wirklich glaubte. Endlich nahm der Pfarrer wieder das Wort, und redete die jungen Christen erschütternd an. Dann ließ er sie vor sich hintreten, und gab jedem seinen Segen.

So traten nun auch Ewald und Lyda, Hand in Hand, vor den Pfarrer, die Blicke zur Erde gerichtet. Ihre Wangen glüheten röther, als die Röschen des Waldes, die sie vor der Brust trugen, und ihr lockiges Haar rollte über ihre Schultern auf die Brust herab.

Blühet wie die Rose zu Saaron! Es fließe Thau auf euch herab vom Hermon! So rief der Pfarrer ihnen zu, und sprach dann weiter: Der Herr sey mit euch, meine lieben Naturkinder! Er hat euch für dieses Leben mit liebevoller Hand in die Einsamkeit gepflanzt, bleibt treu der Natur, und der Gärtner, euer Heiland, wird euch einst verpflanzen in seinen Himmelsgarten, wo ihr ewig blühen werdet!

Rosen in des Waldes Schatten,
Auf des weichen Mooses Matten,
Blüht nur einsam! duftet süß!
Kommt der Gärtner von den Höhen,
Wird er euch mit Freuden sehen,
Setzt euch ins Paradies.

O, dort blüh'n wohl viele Rosen
In der Himmelblüthe Rosen,
Bei den Lilien, weiß wie Schnee,
Engel in dem Gottesgarten.
Mit dem Heiland liebend warten
Alle Blumen in der Höh.

Die Waldröschen, Ewald und Lyda, traten ab, andere traten vor, und die heilige Handlung wurde vom Pfarrer mit Gebet und von der Gemeinde mit einem schönen Choralgesange beschlossen. Man zog nach allen Seiten mit vollen Herzen aus der Kirche nach Hause; Baumann mit seiner Frau und Ewald und Lyda in den Wald zu ihrer Hütte.

Lyda verläßt die Hütte ihrer Eltern.

Unweit des Dorfes, wohin der Köhler Baumann zur Kirche gehörte, lag auf einer Höhe eine alte Burg. Diese gehörte einem reichen und edlen Herrn, der sich von Liebenstein nannte. Er hatte der Burgen noch mehrere am Rheine und an dem Neckar, und wohnte bald hier, und bald dort, denn er liebte alle seine lehnspflichtigen Ackerleute gleich, und zeigte ihnen das auch dadurch, daß er seinen Aufenthalt zuweilen bei ihnen nahm. Am liebsten war er auf dieser Burg zur Zeit des Frühlings. Dann nahm er mit seiner Familie Theil an den Vergnügungen der Landleute, und an ihren Festen, die sie in Unschuld und Einfalt feierten. Die Landleute liebten die herrschaftliche Familie sehr, und sahen sie gern in ihrer Mitte.

Die herrschaftliche Familie war diesmal die Woche vor Pfingsten angekommen, und hatte im Gotteshause das Pfingstfest mitgefeiert. Auch bei der Einsegnung der Kinder waren sie zugegen gewesen, und der gute Pfarrer war eingeladen worden, recht bald einmal auf die Burg zu kommen. Das that er allemal mit Vergnügen, denn er war einer liebevollen Aufnahme gewiß. Als er nun eines Tages sich auf der Burg einfand, da wurde viel über das schöne Fest und über die Einsegnung der Kinder gesprochen. Und was waren denn das für zwei junge Menschen, die Sie so vorzüglich schön angerebet haben, Herr Pfarrer, fragte Herr von Liebenstein, der Jüngling mit dem grünen, und das Mädchen mit dem weissen Kleide, die Hand in Hand vor Sie hintraten? — O, sagte der Pfarrer, das sind zwei liebe Menschen, Zwillinge, Kinder des braven Köhlers Baumann. Diese hab' ich schon liebgewonnen, als sie in Windeln zu mir gebracht wurden. Sie hatten wilde Röschen vor der Brust, und das veranlaßte mich, sie damals und jetzt wieder mit Waldröschen zu vergleichen. Und wirklich, sie und ihre Eltern sind verborgene Blumen des Christenthums. — Diese Leute muß ich kennen lernen, versetzte darauf Herr von Liebenstein. — Und er hielt Wort.

Einige Tage nachher kam er mit seiner Frau Gemahlin und zwei Kindern zum Pfarrer, und bat diesen, mit ihnen in den Forst zu gehen. Das geschah. Es war ein schönes Wandeln im Maien: grün, umsäuelt vom sanften Winde, und überall willkommen geheissen von muntern Vögeln. Eheman es erwartet hatte, war das Ziel der Wanderung da.

Da lag die Köhlerhütte unter dem Felsenhange einsam und dunkel, umgrünt von hohen Buchen. Vor der Hütte saßen Mutter und Tochter, beide mit Spinnen beschäftigt. An Lyda's Seite lag ein Lämmchen, welches an ihrer Schürze zupfte. Lyda unterbrach sich im Spinnen, legte ihre Hand auf den Kopf des Lämmchens, streichelte es über die Schnauze und über den Hals, und sang:

Lämmlein, so sanft und fromm,
Lämmlein, mein Lämmlein, komm
Zu Lyda's Schoos!
Leg hier dein Köpfschen hin,
Herzlich ich gut dir bin,
Lämmlein mit frommem Sinn
Werde bald groß!

Eine Weile stand die Herrschaft in einer kleinen Entfernung und sah unbemerkt diesem Spiele

zu. Nun trat sie vor, und setzte die Spinnerinnen in nicht geringes Erstaunen. Gott zum Gruß! lieben Leute, rief der Herr von Liebenstein ihnen zu. Sie standen schnell auf, und fast zugleich riefen Mutter und Tochter ihren schönsten Dank.

Auch ich bringe euch den alten lieben Gott zum Gruß, hub darauf der Pfarrer an, und ich muß euch eben sagen, daß wir eine Weile hier vor eurer Hütte zubringen wollen, drinnen wird's wohl nicht so angenehm seyn, sonst würden wir eintreten.

Sehr willkommen, versetzte die Köhlerin. Lyda, ruf geschwind den Vater her! Lyda flog wie ein Vogel durchs Gebüsch, und die Mutter holte einige Stühle und einen Tisch für die vornehmen Gäste heraus. Darauf fragte sie, womit sie sonst dienen könne? und man wünschte nichts, als eine Schüssel Milch. Währendem sie diese zurecht machte, unterhielten sich die Gäste von den verschiedenen Ständen der Menschen, und darüber, daß nur Zufriedenheit mit seinem Stande das wahre Glück des Lebens ausmache.

Indem sie sich so unterredeten, kam der braunte Köhler. Ehrerbietig zog er sein Käppchen, und hieß Alle willkommen. Die Köhlerin trug Milch auf, und Lyda legte Löffel vor, die von Buchsbaum geschnitz, und sehr sauber waren. Baumann und

seine Frau mußten sich mit zu Tische setzen. Das Mädchen aber lief ab und zu, besorgte bald diese, bald jene Kleinigkeit, und ihr Auge rollte immer über den Tisch, um zu sehen, ob noch etwas fehle. Das bemerkte die Frau von Liebenstein mit Vergnügen, und sie dachte darüber viel Angenehmes für sich und für Lyda.

Das einfache Mahl war gehalten. Herr von Liebenstein wünschte nun die Kohlenbrennerei zu besuchen, wohin ihn Baumann sogleich führte.

Der Pfarrer und Herr von Liebenstein's Söhnchen gingen auch mit. Als sie eben abgegangen waren, fing Frau von Liebenstein zur Köhlerin also an zu reden: Ihr habt da ein wackeres Mädchen, Frau Baumann. Ei doch, war die Antwort derselben, Lyda ist gehorsam und fleißig. — Möchtet ihr mir die Lyda wohl mitgeben auf die Burg, daß sie mir dort zur Hand gehe? fragte Frau von Liebenstein. — Ach! gnädige Frau, erwiederte die Köhlerin, dazu wird sich unsere Lyda nicht schicken. Sie ist selten hier aus der Hütte gekommen, und kennt nicht viel mehr, als sie hier gesehen hat, und kann nicht viel mehr schaffen, als wir hier brauchen. Ich wünsche auch nicht mehr, versetzte Frau von Liebenstein, ich nehme hier immer ein Mädchen aus dem Dorfe, das mir in der Küche helfe.

Eure Lyda gefällt mir. Besprecht euch einmal mit ihr darüber, ob sie nicht während unserer Abwesenheit auf der Burg uns dienen könnte. Lyda wurde hergerufen. Die Mutter und die gnädige Frau fragten sie, ob sie mitziehen wolle? Eine Weile schwieg sie. Endlich sprach sie: Die gnädige Frau ist so gut, und ich möchte ihr gern dienen, weil sie es wünscht; aber dich verlassen, den Vater und den Bruder, und — hier blickte sie in die Hütte, und schaute nicht wieder die Mutter an, denn sie weinte. — Nun, wenn's anders nichts ist, sprach Frau von Liebenstein, so wird's wohl gehen. Du sollst, liebe Lyda, so oft du Lust hast, in den Wald gehen zu deinen Eltern. Das möchte auch ich nicht gern haben, daß du deine liebe Eltern und die Hütte über mich und die Burg vergessen solltest. — Da kam just die Gesellschaft der Männer von dem Meiler zurück. Sie nahmen Theil an dem Gegenstande des Gesprächs. Der Pfarrer meinte, das wäre recht gut für Lyda, und es wurde abgesprochen, daß Lyda schon den folgenden Sonntag zur Herrschaft kommen sollte. Spät ging die Gesellschaft aus dem Walde zurück, und sie gestand, daß dieser Tag ein ausgezeichnetes ihres Lebens gewesen war. Das war er auch für die Köhlerfamilie gewesen.

Als der folgende Sonntag erschien, an welchem Lyda die Hütte verlassen sollte, war es keinem daselbst wohl. Ewald sollte mit der Schwester gehen. Es dauerte lange, ehe sie sich losmachen konnte. Sie streichelte ihr Lämmchen erst noch einmal zärtlich, schaute sich überall in der Hütte um, dann drückte sie rasch der Mutter einen Kuß auf die Lippen, so auch dem Vater, und nun griff sie den Bruder an die Hand, hielt die Schürze vor's Gesicht, und trat schweigend mit ihm hinaus.

Mit freundlichen Worten wurden sie beide auf der Burg empfangen. Den ganzen Tag brachte sie mit Umherwandeln auf der Burg und in der Umgegend derselben zu. Am Abend schied Ewald mit Dank von der Herrschaft und mit Wehmuth von der Schwester. Lyda begann mit dem nächsten Morgen das Geschäft, was ihr von der gnädigen Frau aufgetragen wurde. Sie war dabei munter und bescheide, so daß sie bald alles schnell verrichtet hatte. Allen war sie gefällig, wo sie nur konnte, und zeigte sich immer reinlich gekleidet, und hübsch wie eine Rose. Die Herrschaft nannte sie zuweilen auch wohl Waldröschen, und das hörte sie nicht ungern.

Eben so zufrieden als die Herrschaft mit ihrem Dienste war, so zufrieden war sie mit der Herrschaft und mit ihrer neuen Lebensart. Als sie vierz-

zehn Nächte auf der Burg geschlafen hatte, da wünschte sie sehnlichst einmal wieder in der Hütte ihrer Eltern zu schlafen, und mit Erlaubniß der Herrschaft ging sie in den Wald. Sie eilte zwar sehr, so daß sie außer Athem war, als sie die Elternwohnung erreichte; aber sie rief der Mutter doch gleich zu, sobald sie diese nur sah: Es geht mir wohl, sehr wohl, liebe Mutter! Und sie wußte nicht genug zu erzählen von den vielen Dingen, die sie kennen gelernt hatte. Bald darauf kamen Vater und Bruder. Da ging's Erzählen erst recht an. Sie hörte, daß die Diege zwei Säckelchen geworfen, und ihr Lämmchen sie in den ersten Tagen überall gesucht hätte; aber niemand sagte, daß es ihnen allen sauer geworden wäre, sie so lange nicht bei sich gesehen zu haben. Am folgenden Tage ging Lyda mit leichtem Herzen zur Burg.

Den ganzen Sommer blieb diesmal die Herrschaft auf der Burg, und Lyda wurde derselben immer werther, auch Lyda gefiel es immer besser daselbst.

Schon färbte sich das Laub der alten Linden vor der Burg, und noch war die Herrschaft auf derselben. So lange, als dieses Jahr, hatte sie nie hier verweilt. Aber eines Tages sprach der Herr von Liebenstein: Wir werden wohl bald abreisen müssen.

Macht euch reisefertig! Wie Lyda dabei zu Muth war, läßt sich nicht beschreiben. Oft hatte die gnädige Frau gesagt, daß sie Lyda ungern zurückliesse, wenn sie diese Gegend verliesse und es ihr sehr lieb seyn würde, wenn Lyda mit ihr zöge. Jetzt sprach sie aufs Neue ihren Wunsch aus, mit dem Bemerkten, daß Lyda ihren Eltern im Ernste davon reden sollte.

Lyda trug das schweigend und schwer auf dem Herzen, dachte mit Zittern daran, und wagte es nicht, ihren Eltern etwas davon zu sagen. Da ließ die gnädige Frau ihre Eltern an einem Sonntage zu sich kommen. Nach dem Mittagessen kündigte sie ihnen ihren baldigen Abschied an, und sprach mit vielem Lobe von Lyda. Darauf bat sie die Eltern, daß sie Lyda mitziehen lassen möchten. Das kam ihnen unerwartet an. Sie wußten nichts darauf zu antworten, sondern sie sahen mit trüben Augen auf Lyda und schüttelten den Kopf. — Ja, wenns euch allen zu schwer fallen sollte, sagte die gnädige Frau, dann will ich lieber allein einen Winter um Lyda trauern, als daß ich leiden könnte, daß ihr alle um sie trauert. — Nun, wenn's so ist, sagte Baumann, Lyda, und du willst, so ziehe in Gottes Namen mit der gnädigen Frau! — In Gottes Namen, seufzte die Mutter. — Als Lyda das vernom-

men hatte, da wurde es ihr leichter ums Herz: Ja, ich will mitziehen, gnädige Frau, sprach sie.

Nun wurde Absprache genommen, daß Lyda vor der Abreise noch einmal zu den Eltern kommen sollte, und die Eltern gingen heim. Wenige Tage nachher kam Lyda zu ihren Eltern, und nach einem frohen Willkommen folgte ein schmerzlicher Abschied.

Ewald muß in die Fremde ziehen.

In Baumanns Hütte war es seit Lyda auf die Burg zog, ganz anders geworden. Die Mutter war den ganzen Tag einsam, und am Abend, kehreten Vater und Sohn von der Arbeit zurück, sprachen auch diese wenig; nachdem Lyda aber ganz aus der Nähe verschwunden, war es hier noch öder geworden.

Traurig saß da Ewald unter der Buche vor der Hütte, und schaute auf Lyda's Lämmlein, das leise umherschlich, und zwischen dem abgefallenen Laube noch etwas Gras hervorsuchte. Er dachte an die ferne Schwester. Bis der Rosenstrauch wieder blüht, hatte sie beim Abschiede zu ihm gesagt, dann sehen wir uns wieder. O, seufzte er vor sich hin, welche

lange Zeit! Dazwischen fällt noch viel Schnee, und es tobt noch mancher Sturm durch die Buche. Wärest du doch im Walde geblieben, liebe Lyda, wir hätten uns nimmer trennen dürfen! — Indem er so mit sich redete, kam das Lämmchen ihm näher, und blieb vor ihm stehen. Da kofete er mit dem Thierchen, wie Lyda sonst gethan, und das Lämmchen und er selbst wurden dadurch aufgeheitert.

Der Winter ging vorüber, der Frühling kam, aber die Herrschaft kam nicht. Es kam aber ein Bote, welcher Baumanns Hütte aufsuchte, und daselbst ankündigte, daß der Herr von Liebenstein nach einer seiner Burgen am Rheine gezogen wäre, daselbst den Sommer zu bleiben. Lyda befände sich wohl. Wenn Vater und Mutter es wünschten, so solle sie gleich wieder zurückkommen, sonst aber im nächsten Jahre mit der Herrschaft wiederkehren. Dabei lobte der Bote Lyda sehr.

Das stand den Eltern wohl gut an, aber sie hätten lieber Lyda kommen sehen, als den Boten. Das sagten sie ihm, setzten jedoch hinzu, daß sie nun alles Gott und der Herrschaft überließen. Der Bote ging mit diesen Worten ab.

Dieser Sommer war ein sehr unruhiger in der Welt. Die Völker zogen mit großen Kriegsheeren gegen einander. Das Geschrei des Krieges drang auch in den stillen Wald, wo Baumann wohnte. Was nur die Waffen tragen konnte, wurde zum Kampfe aufgefordert. Da klagte man in der Hütte unter dem Felsenhange auch bald über den in den Kampf gezogenen Sohn.

Sieh, da kommt noch ein Bursche, wie eine Rose, rief der Offizier, der die jungen Krieger in Empfang nahm, die fürs Vaterland streiten wollten, als er Ewald eintreten sah. Ewald war wirklich ein blühender Jüngling.

Die Regimenter zogen zum Kampfe aus, und im Gewirre des Krieges wurden von vielen Söhnen Vater und Mutter bald vergessen. Nicht so war es mit Ewald. Er blieb sich immer gleich, weder ausgelassen munter, noch niedergeschlagen. Er sah diesen Stand als seine Bestimmung an, erfüllte seine Dienstpflichten treu und pünktlich, und war selten in den ausgelassenen Gesellschaften seiner Kameraden. Am liebsten war es ihm, wenn er bei stillen Leuten einquartirt wurde. Dann sprach er gern über das, wovon sein Herz voll war, über Vater, Mutter und Schwester, Wald und Hütte.

So war nun die Köhlerfamilie, die so viele Jahre zusammen gelebt hatte, auf einmal auseinander geführt worden. Baumann und seine Frau waren fast untröstlich darüber; der gute Pfarrer aber besuchte sie recht oft und sprach ihnen Muth ein, und Geduld und Hoffnung. Denen, die Gott lieben, sagte er, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Vergebens war aber die Hoffnung, daß Lyda diesen Sommer wiederkommen sollte. Herr von Liebenstein war in die Residenz gerufen worden, wo er in wichtigen Sachen zu Rathe gezogen wurde. Darum blieb seine Frau Gemahlin auf der Burg am Rheine, und konnte nun um so weniger ihr Köschchen (so nannte sie Lyda) entbehren. Das hatte sie ihren Eltern sagen lassen, welche sich daren zu schicken suchten.

Ewald kam mit seinem Regimente zu der großen Armee. Er hatte auf dem Marsche viel Neues gesehen und gehört, und darunter manches, was ihm sehr wohl gefiel. Auch war die Reise für ihn nicht beschwerlich geworden: denn er war von früher Jugend an abgehärtet und stark. Das Soldatenleben gefiel ihm eigentlich noch nicht recht, aber er suchte sich doch mit alle dem bekannt zu machen, was ein guter Soldat kennen muß. Darum und weil er sich gut auführte, behandelten ihn die Befehlshaber

vorzüglich gut, und er wurde bald als Unteroffizier angestellt.

Als sie nun dem Kriegsschauplatz nahe kamen, da wurde manchem Krieger wunderbar ums Herz. Nur Baumann blieb sich gleich. Ich gehe unter Gottes Schutz, dachte er, hier und allenthalben, und dieser Gedanke beruhigte ihn.

Einst stand Baumann mit einigen seiner Kameraden auf Vorposten. Vor ihnen war eine Heide, auf welcher an einigen Stellen Tannenwäldchen lagen. Es brach ein schöner Herbstmorgen an, leichte Nebelwolken hoben sich von der Erde auf, und bald strahlte die helle Sonne über die Heide. In der Ferne schaute man das Lager der Feinde, und auf der Heide schwärmten feindliche Reiter. Die Gefährten Baumann's unterhielten sich darüber auf verschiedene Weise. Einer hatte Muth, der andere Furcht. Bei diesen Gesprächen blieb Baumann nicht ruhig. Vielleicht dachte er an Vater, Mutter und Schwester und blickte nach der Gegend hin, wo sein Vaterland lag. Von dorthier wehte ein kühler Morgenwind, der zwischen die dünnen Blätter der Gebüsche fuhr, und viele fallen machte. Das Rauschen derselben zog seine Blicke auf das Gebüsch, und siehe, da stand auf einem alten Baume ein wilder Rosens-

strauch, der noch an den Spizen einiger Aestchen blühet. Dabei erinnerte sich Ewald an den Rosenstrauch vor der Hütte seiner Eltern, an seine Confirmation, an den alten Pfarrer, der dabei schon den Segen über ihn gesprochen, und an Schwester Lyda, die vor ihrem Scheiden sagte: Wann die Rose blüht, sehen wir uns wieder. Und er dachte in seinem Gemüthe: dieser Rosenstrauch blüht hier doch eben so schön, als der vor meiner Eltern Hütte — sieh, da fallen seine Blätter wie diese, die der Herbstwind abreißt. Aber sie fallen überall in Gottes Erde. Hier und dort blüht die Rose im Frühlinge wieder. — Bei diesem Gedanken heiterte sich sein Sinn auf, so daß er laut für sich folgende Verse sprach:!

Überall ist Gottes Erde,
 Überall sein Auge schaut;
 Ob ich hier begraben werde,
 Ob man dort mein Hüttchen baut.
 Einmal wird es doch geschehen,
 Einmal stuf' ich doch hinab,
 Und des Himmels Lüfte wehen
 Über mein verborgnes Grab.

Falle, Staub, auch Mädchen fallen,
 Wenn der Sommer sie verglüht,

Oder, wenn die Nebel wallen,
 Und der Sturm durch Stoppeln zieht.
 Schlachtensturm zerknickt wohl viele,
 Ach! und hier zu Boden fällt
 Mancher in dem Mordgewühle,
 Der noch fest am Leben hält.

Mag mein junges Leben sinken
 In des Schlachtfelds schwarzen Staub,
 Droben Friedensfluren winken,
 Nimmer fällt dort Baum noch Laub.
 Ueberall ist Gottes Erde,
 Ueberall sein Auge schaut,
 Ob ich hier begraben werde,
 Ob man dort mein Hüttchen baut.

Diese Verse, welche Ewald von seinen Kriegs-
 gefährten erlernt hatte, wurden ihm sehr tröstlich.
 Nach wenigen Tagen brach die Schlacht los, es floß
 viel Blut, und viele Jünglinge und Männer fielen
 in dem Kampfe. Schrecklich war die Nachricht, die
 man davon in den Zeitungen las.

F r o h e s W i e d e r s e h e n .

Und es war wirklich eine schreckliche Schlacht gewesen. Das geschlagene feindliche Heer eilte in ungerogelter Flucht von dannen. Dadurch wurde nun die ganze Gegend, wohin die Flucht gerichtet war, mit Kriegern überzogen. Auch der Odenwald wurde von Soldaten durchstrichen. — Der alte Baumann eilte nun jeden Tag ins Dorf, um zu erfahren, was aus seinem Sohne geworden sey. Jeden, den er nur sah, fragte er mit Furcht und Hoffnung, ob er nichts von seinem Sohne und von diesem oder jenem vernommen habe, und niedergeschlagen kehrte er allemal am Abend wieder zu seiner Hütte zurück, weil er durchaus nichts vernehmen konnte, was ihn hätte beruhigen können. Kopfschüttelnd und schweigend trat er seiner Frau dann entgegen, und drückte ihr die Hand. Und diese verstand wohl, was das hiesse.

Endlich kamen einige Söhne des Dorfes unerwartet auf einige Stunden ihre Eltern zu sehen, weil ihr Regiment just in der Nähe des Dorfes vorüberzog, und sie die Erlaubniß erhalten hatten, auszutreten. Von vielen ihrer Kameraden und Landsleute wußten sie etwas, daß dieser beim Regiment noch gesund und wohl wäre, jener verwundet oder

frank im Lazareth liege, ein anderer gefangen, und wieder ein anderer todt wäre; nur von Ewald Baumann wußten sie nichts, als daß er nicht mehr beim Regiment sey.

Das schlug Baumann und seine Frau gänzlich nieder, und sie beweinten ihren Ewald schon als verloren, und suchten Trost bei ihrem würdigen Pfarrer, der keinen ungetröstet von sich gehen ließ. Um so mehr wünschten sie jetzt ihre Lyda bei sich zu haben. Mit Schauern dachten sie an den langen einsamen Winter, der vor der Thür war. — Nun bedaure ich es, sprach Baumann, daß ich in meiner Jugend die Welt nicht besser habe kennen lernen. Jetzt ginge ich meinen Ewald aufsuchen, bis ich ihn oder sein Grab fände, und dann ginge ich unsere Lyda zurückholen. — Laß uns geduldig sehn, Baumann, erwiederte seine Frau, und warten, Gott wird uns Lyda erhalten, und sie wieder zu uns bringen, wenn es ihr und uns gut ist. — Wie wird das Mädchen uns zu sehen verlangen, frag Baumann wieder an. Ich möchte wissen, was sie wohl dächte und machte! — Sie mag denken und thun was sie will, versetzte seine Frau, so weiß ich doch, daß sie unser nicht vergift.

Und so war es auch. Lyda wohnte in einer schönen Burg und hatte bessere Speise und schönere

Kleider, als sie bei ihren Eltern je gehabt hatte; aber sie vergaß darüber ihre Eltern nicht. O, wie oft lief sie auf den Söller, und schaute in die blaue Ferne, wo der Odenwald seine Gipfel mit den Wolken vereinte! Wie oft stand sie an einem Fenster und blickte in den Rhein, der, mit seinen Wellen den Fuß der Burg bespülte! — und mit ihren Gedanken war sie in dem Walde und in ihrer Eltern Hütte. Und als sie es vernommen hatte, daß Ewald mit in den Krieg gezogen wäre, da war sie wohl lange, lange still und traurig. Doch was sie einst sehr aufmunterte, war ein wilder Rosenstrauch, der auf der hohen Mauer der Burg stand, und den sie jetzt erst bemerkte. Er wurde ihr ein Gegenstand der angeheimsten Erinnerung und der süßesten Hoffnung. Bis die Rose blüht! hatten sie sich ja beim Scheiden zugerufen, und sie sang leise durchs hohe Fenster ein Liedchen. Hier ist es:

Die Rose blüht, die Welle glüht
Im sanften Abendrothe.
Der Abendstern scheint mir so fern,
Ach! in die Heimath zög' ich gern,
Wo bleibst du, Friedensbote?

Die Ros' verblüht, die Welle zieht
Dahin, und kommt nicht wieder.

Mir wird's so lang, mir wird's so bang
Zur Hütte unterm Felsenhang;
Leucht', Sternlein, freundlich nieder!

O, sage dort: Mich trieb es fort,
Doch müßt' ich hier noch weilen.
Grüß' tausendmal vom Himmelsaal
Die Eltern, und verflüß' die Quaal;
Bald werd ich dorthin eilen!

Wo Zelte steh'n, wo Krieger geh'n,
Da wink' dem Bruder Friede;
Und tröste ihn, und mach' ihn kühn,
Und laß ihm die Erin'nung blüh'n
Aus einem Hüttenlede!

So sang Lyda, und es wurde ihr leichter ums Herz. Bald darauf kamen die Krieger an den Rhein, viele zogen auch hinüber, und es war Kriegsgeschrei allenthalben. Die Frau von Liebenstein blieb noch immer mit ihren Leuten allein auf der Burg, und trauerte um den abwesenden Gatten, und um den in Dienst stehenden Sohn, der als Offizier den Feldzug mitmachte, und von dem sie seit der Schlacht nichts gehört hatte. Wenn doch nur von Liebenstein zurückkäme! seufzte sie oft für sich. Und ihr Wunsch wurde erfüllt. Herr von Liebenstein kam eines Abends unerwartet an, und

brachte die Nachricht mit, daß sein Sohn Karl verwundet wäre, und im Lazarethe liege, daß er aber bald wieder hergestellt sey, und dann im Frühjahre zurückkommen würde. Ich habe ihm geschrieben, setzte Herr von Liebenstein hinzu, daß er uns dann im Odenwalde auf der Burg treffen könnte. Ueber diese Nachricht war die ganze Familie und die Dienerschaft sehr erfreut.

Der Winter ging mit vieler Unruhe vorüber. Zwischen den Kriegsheeren thürmte der Rhein seine Eisberge auf, und überall war Angst und Schrecken. Doch der Frühling fand den Fluß von Kriegern verlassen, und bald wurde es Friede. Jung und Alt lebte da wieder auf, und selbst diejenigen, die viel verloren hatten, schauten nicht mehr so trübe.

Auf, und in den Odenwald! So lautete die angenehme Aufforderung, die eines Tages Herr von Liebenstein an seine Familie ergehen ließ. Auf, und in den Odenwald! rief einer dem andern zu, und nach wenigen Tagen rollten die Wagen durchs Burgtbor ins Freie. Nach einer schnellen Reise kam man glücklich in die freundliche Gegend des Dorfes, bei welchem die Burg des Herrn von Liebenstein lag. Das war ein Gejauchze im Dorfe, als die Herrschaft wieder einzog! Mit Blumen und Maien wurde sie empfangen. Baumann aber und seine

Frau waren nicht die Letzten im Zuge, und Lyda nicht die Letzte, die aus dem Wagen sprang, als er eben anhielt. Sie eilte auf ihre Eltern, die sie kaum mehr kannten, zu, und hieng ohne Worte an ihrem Halse. Die gnädige Frau sah dieses mit Rührung an, und rief aus dem Wagen: Nöschen! wirst wohl lieber mit in den Wald, als auf die Burg ziehen — bis morgen, Nöschen! — Freudig nickte Nöschen ja! und eilte mit Vater und Mutter aus dem Gedränge.

Das hätte wohl ein ausgezeichnet froher Abend in der Hütte unter dem Felsenhange seyn können, der diesem Tage folgte, wenn im Grunde der Herzen nicht noch ein Schmerzgefühl sich geregt hätte. Ewald fehlte ja in der Hütte, und mit ihm so viel. Anfangs wollte Niemand seinen Namen aussprechen, um die Freude nicht noch mehr zu trüben; endlich aber konnte Nöschen nicht mehr schweigen: Ach, wäre Ewald doch nun auch noch hier! Der Vater machte darauf eine leise Bewegung mit der Hand, die so viel sagen sollte, als: Er ist dahin! und die Mutter sprach: Er mag wohl bei uns seyn. Der Herr Pfarrer sprach einmal: die Entschlafenen theilen unsere Freuden im Herrn. — O, sagte Lyda nach einer kleinen Pause, laßt uns doch noch hoffen, er mag noch nicht entschlafen seyn! — So mischte

sich Behmüth in die Freude, und leise ließ die Hoffnung sich herein.

Spät ging man zur Ruhe, und erst am Abend des folgenden Tages kam Lyda zu ihrer Herrschaft zurück.

Diese befand sich hier wieder sehr wohl und lebte einfach und heiter nach der alten Weise. So hatten sie sich eines Abends auf dem Hügel vor der Burg unter den dunkeln Linden zum Abendessen gesetzt, da kam ein Wagen aus dem Dorfe den Hügel heran. Jeder schaute vom Tische neugierig darauf zu, und einer hob sich nach dem andern auf. Guten Abend! Guten Abend! tönte es da heiter aus dem Wagen. Willkommen! Willkommen! rief der Herr von Liebenstein. Gott! unser Karl, rief die Mutter. Und Alle eilten den Ankommenden entgegen. Aus dem Wagen sprangen zwei junge Krieger und ein Bedienter hielt die Pferde an. Nach den herzlichsten Umarmungen fragte Herr von Liebenstein seinen Karl, wer denn der junge Mann sey, den er ihm als willkommenen Gast heimgeführt habe? Das ist der Retter meines Lebens, erwiederte Karl mit Feuer, und reichte dabei dem Fremden die Hand. Seine Heimath, sprach er dann weiter, ist nicht fern von hier. — So habe Dank für deine That, sagte

darauf der gerührte Vater, und gab ihm einen deutschen Handschlag. Aber wie nennt sich denn der Retter meines Karls? — Ewald Baumann, antwortete der Fremde mit ruhigem Tone. Mein Bruder! mein Bruder! sprang Nöschen dazwischen, und lag glühend und blaß vor Freude und Schreck in den Armen ihres Bruders.

Nach einigen Stunden Erholung gingen Ewald und Lyda nun wieder, wie sie sonst so oft gegangen waren, Hand in Hand, in den Wald. Schon graute die Nacht, in den dunkeln Laubgängen war es schauerlich still, nur das Rauschen des Gesträuchs, das die Wandelnden berührten, und das Fallen der Thautropfen ließ sich zu ihren Reden vernehmen. So wie sie sich der Hütte näherten, sprachen sie leiser und weniger, aber ihre Schritte wurden schneller. Noch ein Gesträuch, und siehe, da lag die Hütte vor ihnen. Eben ging der Mond auf, und warf sein Licht auf den Platz vor der Hütte. — Leise klopfte Ewald an, und rauh tönte die Frage von innen: Wer klopft? Oeffnet nur einmal, sprach Ewald, so werdet ihr sehen, daß es ein guter Freund ist. Da knarrte die Thür auf und Baumann sah den Krieger mit einem forschenden Blicke an. Wollt ihr mich diese Nacht wohl in eure Hütte nehmen? fragte dieser. Thut es doch, Vater! sprach Lyda,

die hinter dem Gebüſche hervortrat. — Wie, biſt du auch da? ſprach Baumann, wo kommſt du her? — Ich habe dem Freunde eure Hütte weiſen wollen, antwortete Lyda lächelnd. — Laßt das fahren, mit mir zu ſcherzen, ſprach der Vater, — biſt du Ewald, mein Sohn? — Ich bins, ja ich bins, lieber Vater! rief Ewald, und drückte ihn an ſein Herz. Auf ſeine Frage, wo die Mutter ſey? hatte auch dieſe die Stimme ihres Kindes erkannt und ſtürzte ebenfalls herbei und fiel laut weinend in die Arme ihres geliebten ihr wiedergeschenkten Sohnes. — Nun ging bald Licht und frohes Leben in der Hütte auf. Die Morgenröthe ruhete ſchon auf den Gipfeln der Berge, und noch ſaß die kleine Familie in froher Unterhaltung zuſammen. Da wurde an kein Ruhen gedacht.

Gegen Nachmittag ging Baumann mit ſeinem Ewald zum Pfarrer. Da trafen ſie den Herrn von Liebenſtein mit ſeinem Sohne, der dem Pfarrer bereits die Anweſenheit des Ewald Baumann angekün- det hatte. Als ſie kaum hereingetreten waren, und ſich in einem traulichen Kreis um den edlen, von Alter ſchwachen Seelſorger geſetzt hatten, bat dieſer um die Erzählung der Geſchichte, wie ſich die beiden Krieger zuſammen gefunden hätten. Da ſing Karl von Liebenſtein also an: Unſer Regiment muß

te dem Andränge der Feinde weichen. Eine Kugel zerschlug mein Bein, und ich sank zu Boden. Meine Kameraden und unser ganzes Bataillon flohen vorüber. Ein andres Bataillon kam heran und ich rief kläglich um Hülfe. Da sprang ein Unteroffizier auf mich zu, und trug mich eine kleine Strecke fort. Doch wir blieben zu weit zurück. Ein feindlicher Reiter sprengte herzu mit gezogenem Säbel. Der Unteroffizier ließ mich auf die Erde nieder, und vertheidigte sich und mich mit dem Bajonet. Er erhielt dabei manche Wunde und fast war es uns geschehen, als das Pferd des Reiters stürzte, und der Reiter für todt darunter lag. Aber mein Vertheidiger war darüber so erschöpft, daß er mich kaum in ein nahe Gebüsch schleppen konnte, wo er an meiner Seite hinsank. Ein braver Landmann fand uns dort, und nahm uns in seine Hütte auf. Wir wurden bald zusammen in das Lazareth gebracht, und da vernahm ich erst, daß mein Retter der Sohn des Köhlers Baumann sey, und seine Schwester bei meinen Eltern diene. Wir haben nun zusammen bis jetzt da aushalten müssen, und sind, wie Sie sehen, zusammen zurückgekehrt.

Wunderbar sind, o Herr! deine Wege, sprach der Pfarrer, aber du führst Alles herrlich hinaus! —

Und du Rose aus dem Walde hast auch auf fremdem Boden geblüht.

Und wird jetzt wieder im Walde blühen, sagte der Herr von Liebenstein. Eine meiner Försterstellen in der Nachbarschaft ist erledigt. Da kann er Förster werden, wenn er will.

Da brach der alte Baumann laut aus: Herr Pfarrer, wer hätte das gedacht, als wir meinen Ewald todt glaubten, daß der Krieg ihn so glücklich machen würde!

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, versetzte der Pfarrer. Das wiederholte auch der Herr von Liebenstein, und damit brach die Gesellschaft spät am Abend aus der Pfarrwohnung auf.

Ewald wurde Förster zu Forstheim, seine Schwester begleitete ihn dahin, und die Herrschaft hielt sie beide sehr werth.

Nach einigen Jahren heirathete der junge Förster die tugendhafte Tochter eines benachbarten Landmannes, und auch Lyda wurde von einem braven jungen Manne aus der Nachbarschaft als Braut heim geführt.

Es läßt sich kaum beschreiben, wie glücklich sich der alte Baumann und seine Frau bei dem Wohlstande ihrer Kinder fühlten, die sie oft besuchten, und wie diese sich beeiferten, die alten Tage ihrer Eltern angenehm zu machen.

Bald darauf starb der Pfarrer, und es wurde an seinem Grabe viel geweint. Ewald und Lyda pflanzten auf demselben zwei wilde Rosenstöcke. Hier hat man einen guten Mann begraben, und uns war er mehr, sagte Ewald, als er die Rosenstöcke eingesenkt hatte. Ach, sagte Lyda, wo wir einst wie Waldröschen zu blühen hoffen, da wird er jetzt schon leuchten wie ein Stern.

Wo das wilde Röschen steht,
Auf des Frommen Grab,
Sanft ein Lüftchen niederweht
Von der Höh' herab.

Lüftchen flüstert jedem zu,
Der am Hügel weilt:
D, er schläft in süßer Ruh,
Der von euch geeilt!

Jährlich, wenn der Lenz erscheint,
Thut der Knospe Mund
Jedem, der am Hügel weint,
Süße Hoffnung kund.

Sieh, ich geh zum Licht hervor
Nach des Winters Nacht,
Einst wird auch des Grabes Thor
Wieder aufgemacht.



2.

U d e l a i d e ,

das Mädchen vom Alpengebirge.

Der Frühmorgen.

Schon glüht die Alp im Morgen,
Schon flieht die graue Nacht,
Preis dir, der mich geborgen,
Der meine Hütt' bewacht.

Bald blüht die liebe Sonne
Dort über'n Fichtenwald.
In meines Herzens Wonne
Dir, Gott, ein Lied erschallt.

Wie ich die Lämmlein weide,
Führ' mich, dein treues Kind,
Daß ich das Böse weide,
Und werde fromm gestunt.

So sang die kleine Abelaide ihr Morgenlied in der Sennhütte. Sie glaubte wohl, daß niemand, als der liebe Gott, es gehört hätte. Aber es hatte auch sonst noch jemand ihr Lied vernommen. Ein vornehmer Herr, der aus den Niederlanden gekommen war, das schöne Schweizerland zu sehen, hatte in einer benachbarten Sennhütte übernachtet. Er war mit seinem Führer sehr früh ausgegangen, um den Sonnenaufgang zu feiern, der auf den Alpen so entzückend schön ist. Und auf dieser Wanderung kam er an der Hütte vorüber, aus welcher Abelaidens Morgenlied ertönte. Die anmuthige Weise desselben gefiel ihm so gut, daß er daselbst verweilte, bis das Lied zu Ende und es nun in der Hütte stille war. Bald darauf trat Abelaide aus der Hütte. Sie war im einfachen Kleide, wie die Mädchen der Alphirten es tragen, gekleidet. Heiter blickte sie erst vor sich hin ins Freie, eilte dann zu einer nahen Quelle, badete sich Gesicht, Brust und Arme, und nun kehrte sie zu der Hütte zurück.

Aber wie erschrocken sie als sie, die beiden Fremden da stehen sahe! Der Reisende trat zu ihr mit einem heiteren Morgengruße, als sie eben ausweichen wollte, und bat sie, das Morgenliedchen noch einmal zu singen. Da wurde sie glühend roth vor Scham, daß der Fremde ihren Morgengesang

gehört hatte. Und als er sie noch freundlicher bat, die schöne Weise noch einmal zu singen, und ihr sogar ein reiches Geschenk versprach, wenn sie es thäte, da sprach sie mit niedergeschlagenen Augen, das könne sie nicht thun, denn dieser Gesang gehöre zu ihrem Morgengebete. Den habe der Großvater sie gelehrt, und gesagt, daß man nie mit dem Gebete prunken müsse.

Das gefiel dem Reisenden, der sich Edelland nannte, ungemein wohl, und ehe er dem Mädchen sonst noch etwas sagen konnte, war sie mit einem Gruße in die Hütte geeilt.

Herr Edelland ließ sich nun von seinem Führer zu den Weiden bringen. Welch' ein frohes Leben überraschte ihn daselbst! So weit sein Blick nur reichte, waren die Abhänge der Berge mit Heerden von Ziegen, Schafen und Kühen bedeckt. Dazwischen wandelten die Hirten umher. Aus den dichten Fichtenwäldern, die die Füße der Berge umgaben, hoben sich die Raubvögel zu den Wolken empor. Die Lieder der Säger in den Wäldern, das Geläut der Glöckchen von den Heerden, die Töne der Schalmeyen und der Gesang der Hirten, o, das klang so lieblich durcheinander! so etwas hatte der Reisende nie gehört. Und sie stiegen immer höher hinauf. Ein herrlicher Morgen! Eine

schöne Gegend! sagte er oft. Hier ist doch Alles in der Natur so einfach groß, und Alles lobt den Schöpfer! — Als sie nun zu der Höhe gekommen waren, wo die Schneefelder an die Weiden grenzen, stiegen sie wieder abwärts, und kamen über die Weidepläze zurück. Da sahen sie noch viel Schönes: ferne Schneeberge von der Sonne vergoldet; Seen, die wie Silber glänzten; Bäche, die wie Lichtstrahlen von hohen Eisbergen herabschossen, und nach und nach so vieles, das sich nicht beschreiben läßt.

Die Hirten lagen nun schon zum Theil bei ihren Heerden, und schnitzten Gefäße und Figuren aus Holz. Mit einigen derselben unterhielt sich der Reisende. So fanden sie auch einen grauen Hirten unter einem Baume sitzen. Zu seinen Füßen lag ein junger Hund, und neben ihm saß eben das Mädchen, welches sie in der Frühe schon gesehen hatten. Herr Edelland erkannte in dem alten Manne ihren Großvater, und setzte sich neben ihm auf den Rasen. Durch die wenigen Worte, welche Abelaide ihm von dem Großvater gesagt hatte, war dieser ihm schon werth geworden. Nach einem herzlichen Gespräche wurde er bald inne, daß dieser alte Schweizer ein verständiger Hirt und ein sehr frommer Mann sey. Er hatte Abelaide zu sich genommen, seitdem seine Frau gestorben war, und sie

war seines Alters Trost und Freude. Ihre Aeltern aber wohnten in einem nahen Thale, wo sie sich von Ackerbau nährten.

Indem der Reisende dieses und noch manches andere von dem Großvater vernahm, hüpfte das Mädchen von einer Stelle zur andern. Und als nun der Herr aufbrechen, und fürder gehen wollte, da bot sie ihm einen Strauß der lieblichen Alpenvioleu dar, woran noch die Thautropfen hingen.

O, liebes Mädchen, sagte der Herr, du hast mich diesen Morgen schon einmal sehr erfreut, und jetzt beschenkst du mich wieder so artig! Könnte ich dir doch auch eine Gabe überreichen, die dir so viel Freude machte, als mir dein Violeustrauß. Er besann sich eine Weile. Dann drückte er dem Alten eine Börse mit Geld in die Hand mit den Worten: Für das artige Mädchen. Darauf stand er schnell auf von dem Rasensitze, grüßte den Hirten und das Mädchen, und ging weiter. Der Hirt rief ihm den herzlichsten Dank nach, und wünschte ihm eine glückliche Reise. Adelaide aber stand mit glänzenden Augen da, und wußte nicht, was sie sagen sollte.

Die Zeitung.

Laß uns sehen, Abelaide, sprach der Großvater, wie reich dich der fremde Herr gemacht hat. Und er öffnete die Börse. Siehe da ein Goldstück nach dem andern rollte in seine Hand. Es waren mehrere holländische Dukaten und sonst noch Münze in der Börse. Abelaide lächelte, und fragte: Ist dieß denn alles mein? — Ja, mein Kind, war die Antwort des Großvaters. — O, behalte du es lieber, sprach Abelaide. Ich gehe ja noch nicht kaufen. Und du gibst mir ja so viel. Hast mir noch neulich ein hübsches Nieder und ein Lämmchen gegeben. Behalte du nur das schöne Geld! — Nun ja, sprach der Großvater, ich will's dir verwahren, bis du groß bist, und kaufen gehst. — Aber warum gab dir der Herr das für mich? fragte Abelaide. — Warum, fragte der Großvater, gabst du dem Herrn den Violentrauß? — O, sagte sie, ich wollte dem guten Herrn, der so artig mit dir sprach, gern eine Freude machen. — Sieh, erwiederte der Großvater, so wollte der Herr dir auch gern eine Freude machen, weil er dich für gut und artig hielt. — Ach, versetzte Abelaide, die Violon hatte ich ja bald gepflückt, und sie waren nicht so viel Geld werth! — Kind, sprach der

Großvater, der Herr hat wohl des Geldes sehr viel, daß es für ihn nicht viel Werth haben mag. Und wer Violeu gibt, der gibt ja Gottes Gabe, wie der, der Gold gibt, das doch auch eine Gabe von Gott ist. Es kommt nur darauf an, mit welcher Gesinnung man etwas gibt.

So sprachen der Großvater und seine liebe Adelaide noch manches über diesen schönen Morgen, und auch nach diesem Tage sprachen sie oft von dem guten fremden Herrn. Und heiter und zufrieden, wie bisher, lebten sie in ihrer Hütte auf der Alpenhöhe.

Aber eines Tages wurde die friedliche Ruhe des alten Hirten in große Unruhe verwandelt. Der Landammann des Cantons ließ ihn zu sich rufen. Was für eine Ursache das haben könnte, vermochte er nicht zu errathen, so sehr er sich auch die Nacht darüber bedachte. Am frühen Morgen machte er sich auf den Weg zu dem Orte, wo der Landammann wohnte. Und als er daselbst angekommen war, fragte er, ob der Herr Amman ihn gemeint habe, der erscheinen solle? Und er hörte, daß Er eben gemeint sey. Nun fragte der Landammann ihn über seinen Namen, sein Alter, seine Eltern und Geschwister. Ueber alles konnte er genügende Nachricht geben; aber nicht über einen Bruder, der vor vielen vielen

Jahren in die Fremde gegangen war, und seitdem nichts von sich hatten hören lassen. — Wenn ihr denn nichts mehr von eurem Bruder wißt, sagte der Landamman, so will ich euch Nachricht von ihm geben. Dieser euer Bruder ist nach Amerika gereiset, ist dort glücklich gewesen, ist sehr reich geworden, und vor kurzem daselbst gestorben. Er hat dort Niemanden hinterlassen, der seine Güter erben könnte, und wenn ihr nun wollt, so könnt ihr sie in Besitz nehmen.

Ach, du großer Gott, sprach der Hirt, ich sollte die Alpen verlassen, und weit über's Meer schiffen in die neue Welt, da ich doch schon graue Haare trage, und vielleicht bald eine Reise in die höhere Welt antreten muß! Nein, Herr Amman, ich bleibe lieber auf den Alpen! Aber woher kommt denn diese Nachricht?

Diese Nachricht, erwiederte der Amman, kommt durch Zeitungen von dort her. Seht, hier habe ich eine Zeitung, in welcher eine Familie, Namens Wald eck, aufgefordert wird, sich in kurzer Frist um die Erbschaft zu melden. Ich habe mich nun nach dem Lesen dieses Blattes nach diesem Namen erkundigt, und seht, so habe ich's gefunden, daß Ihr wohl der nächste und einzige Erbe seyd. Nun freuet euch doch! —

Ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll und kann, versetzte der Hirt, nach einigem Bedenken. Aber ich will's doch meinen Kindern sagen. Vielleicht freuen sich die darüber. Und darum viel Dank für Ihre Mühe, Herr Amman! Will jetzt hingehen. — Sonderbar, sagte der Landamman, daß das Glück seine Gaben so oft solchen darbietet, die sie nicht schätzen.

Mit einem höflichen Gruße war der Hirt weggegangen. Diese Nachricht brachte er nun seinen Kindern, die bis dahin dürstig aber zufrieden in ihrem Dörfchen gelebt hatten. Aber sie wurde von ihnen ganz anders aufgenommen. Erst konnten sie es gar nicht glauben, daß sie auf einmal so glücklich werden sollten; aber als der Großvater es ihnen mit Ja und Amen betheuerte, daß es der Landamman so gesagt, da war ihre Verwunderung groß, und ihre Freude noch größer. Sie entschlossen sich auf der Stelle, ihr Vaterland zu verlassen, und in die neue Welt zu ziehen, um daselbst ihr Leben auf dem ererbten Gute zuzubringen. Der Alte schüttelte dazu den Kopf und sprach: Wäre die Zeitung doch nicht gekommen! In tiefern Gedanken, als er die Alp verlassen hatte, ging er dorthin zurück. Was wird Adelaide dazu sagen? das war ihm eine sehr wichtige Frage. Schon von ferne sah er sie munter

zwischen der Heerde umherhüpfen. Was gilt's, sprach er in sich, sie singt ihr Lieblingsliedchen. Und er hatte es errathen. Sie sang:

Wie lieblich die Glöcklein erklingen!
Die Lämmlein, wie weiden sie schön!
Muß froh doch ein Liedchen mir singen,
Und weit in die Ferne hin geh'n.

O Heerden, auf sonnigen Weiden,
In würzigen Kräutern und Gras,
Wie schaut euch mein Auge voll Freuden!
Gibt's wohl so was Schönes als das?

O Land über Wolken, dem Himmel
So nahe — den Städten so fern!
Wie weilet hier fern vom Getümmel
Das Mädchen der Alpen so gern!

Leicht fliegt es, wie Geusen, die Stufen
Der felsigen Höhen hinan,
Wenn muntere Reigen ihm rufen,
Geh'n Sterne die nächtliche Bahn.

Wie lieblich die Glöcklein erklingen!
Die Heerden, wie weiden sie schön!
Will froh auf den Höhen hier singen,
Und nie in die Ferne hin geh'n.

Die Reisenden.

Mit den letzten Worten dieses Liedes kam Adelaide dem Großvater entgegen gesprungen. Gut, daß ihr wieder hier seyd! rief sie ihm zu. Was hat der Landamman euch denn zu sagen gehabt, lieber Großvater?

Sage du mir, war seine Antwort, noch einmal die letzten Worte des Liedchens, das du so eben gesungen hast. Rasch sang Adelaide:

Will froh auf den Höhen hier fliegen,
und nie in die Ferne hin geh'n.

Ist dir das auch Ernst? fragte der Großvater. Ja, warum nicht? antwortete sie. Hab' ja noch nie in die Ferne gehen wollen, und will's auch noch nicht. Und wohin sollte ich Mägdlein auch gehen? — Ja sieh, Adelaide, versetzte der Großvater, wenn dir nun jemand verspräche, dich in der Ferne recht glücklich zu machen; wollte dir dort eine große Meierei und viel Güter geben? Wie, sprach Adelaide, sollte ich darum in die Fremde ziehen? Nein, nimmer! Ich bin hier ja schon glücklich. Scheint mir doch die liebe Sonne hier so schön; blühen mir auch hier so schöne Blumen, wie du mir oft sagtest, als es an vielen, vielen Orten nicht gibt; habe ja so klares Wasser, und mir schmeckt die Kost so herr-

lich! Schickt man von uns doch die Käse so weit, weit, daß sie nirgend so zu haben sind! Und wo wären die Weiden so schön gelegen, als hier? — Nein, nein, ich gehe nicht in die Fremde, wenn ich auch eine reiche Meierei haben sollte. Und was sollte ich denn dort machen, ohne dich, oder sonst Jemand, den ich kenne? — Ja sieh, Abelaide, sprach der Großvater, das ist nun, was ich dich fragen wollte: Möchtest du wohl mit deinen Eltern und Geschwistern deine Heimath verlassen, wenn diese in der Fremde glücklich seyn sollten? — Abelaide schwieg eine Weile, dann sagte sie: Ja, wenn du auch mitgehen wolltest, und ihr nun Alle von hier weg wölket. Aber dann würde ich doch ungern ziehen. Doch, lieber Großvater, warum fragt ihr mich das Alles?

Der Großvater erzählte ihr darauf, was er vom Landamman vernommen, und wie er dazu gesprochen habe. Dann erzählte er ihr, daß er auch zu seinen Kindern, Abelaidens Eltern, gegangen wäre, und was diese dazu gesagt. Wie sie Lust hätten, in die neue Welt zu ziehen, und er nicht wisse, was er dazu sagen solle. Daß es ihm aber lieber seyn würde, wenn die Zeitung gar nicht gekommen wäre.

O, betrübt euch darüber nicht, lieber Großvater, sagte Abelaide. Ich habe nicht Lust, übers Meer zu

schiffen. Ich bleib bei euch, wenn auch Vater und Mutter ziehen. Und sie mögen auch noch wohl nicht ziehen, sie mögen sich auch erst bedenken. Der alte Hirt wischte sich die Thränen aus den Augen und zog Abelaide an seine Brust. Nach einem tiefen Seufzer sprach er: Alles gut, mein Kind. Doch ich werde bald eine andere Reise antreten müssen, und du bleibst dann einsam hier auf den Alpen, indess deine Eltern in der Fremde wären. Wie wäre das denn, mein Kind? — Dann möchte ich lieber mit euch in den Himmel ziehen, wo es so schön seyn soll wie nirgend auf Erden! sprach das Mädchen gerührt. — Das möchtest du wohl, erwiederte der Hirt; aber das möchte dem lieben Gott nicht gefallen, dich so jung von der Erde zu nehmen. — Darauf schwiegen beide lange. Endlich fing der Hirt wieder an: Laß uns zur Heerde gehen, und auf Gott hoffen, der Alles wohl machen wird. Und sie gingen zur Heerde.

Von dem Tage an aber war es ganz anders in der Sennhütte als sonst. Die Heiterkeit des alten Hirten, wie die des jungen Mädchens, war oft getrübt. Und es kamen die Sennen aus der Nachbarschaft oft daher und sprachen mit dem Alten über das Erbe in Amerika. Der eine rieth dies, der andere das, so daß die Hütte oft einer Raths-

stube gleich, in welcher es dem Alten zu enge wurde.

Indeß hatte sein Schwiegersohn schon nach Amerika schreiben lassen, daß sie die rechten Erben des Verstorbenen wären, von dem die Zeitungen gemeldet hatten, und im Herbst kam die Nachricht zurück, daß sie nur kommen möchten, und die Güter in Besitz nehmen. Nun wurden im Winter alle Anstalten zur Abreise gemacht. Es war noch nicht entschieden, ob Abelaiden beim Großvater bleiben, oder mitziehen sollte. Man hatte darüber noch wenig gesprochen. Je näher aber die Zeit der Abreise herankam, je trauriger wurden der Alte und das Mädchen.

Schon begann der Schnee zu zerrinnen, und die Weiden wurden grün. Da sagte der Großvater eines Tages zu Abelaiden: Ich fühle, mein Kind, ich werde bald die große Reise antreten. Meine Tage sind hin! Zum letztenmale seh ich die Kräuter aufkeimen, und die Heerden zu Berge ziehen. Sey du nur nicht traurig! Der große Vater im Himmel lebt, wenn auch alle Väter auf Erden sterben. Der wird dich wohl versorgen.

Wie das Abelaiden zu Herzen ging, läßt sich wohl denken. Und der Großvater hatte wahr gesprochen. Wenige Wochen nachher rief ihn der

himmlische Vater zu sich in die höhere Welt. Er hatte seine Reise vollbracht. Noch war der Mai nicht verflossen, da verließ schon die ganze Familie die Schweiz, und machte sich auf die Reise zur neuen Welt. Am härtesten war Adelaïden die Trennung von ihrer Heerde, von der Hütte und des Großvaters Grab. Mit einer großen Menge Reisenden aus dem Hochlande, welche in der neuen Welt erst neues Glück suchen wollten, schifften sie sich ein. Schnell trug der Rhein die Reisenden dem Meere zu. Sie flogen an vielen Dörfern und Städten singend vorüber, so daß man sie fernher kommen hörte, und deshalb die Ufer oft von vielen Menschen besetzt waren, die sie vorübergleiten sahen. Gewöhnlich sangen sie dieses

A b s c h i e d s - L i e d c h e n.

Von fernen Höhen kommen wir,
 Und zieh'n zum fernen Meer.
 Wo's Schifflin rasch vorüber flieht,
 Tönt, Brüder, unser Abschiedslied:
 Wir kommen nimmer her.

Und winkt in einer neuen Welt
 Ein neues Erdenglück.
 Drum sagten wir dem Mutterland
 Ein Lebewohl! und unsre Hand
 Winkt Grüße euch zurück.

Bald wiegt die Meereswoge uns
 Zum niegeschauten Strand.
 Da, wo der Pflanzler sorglos wohnt,
 Der Boden reich die Mühe lohnt,
 Winkt uns ein neues Land.

Ihr deutschen Gluren, lebet wohl!
 Ihr, die am Ufer steht!
 Euch winkt die Hand den Abschiedskuß;
 Denkt, es sey ferner Brüder Gruß,
 Wenn's sanft aus Westen weht.

D a s H e i m w e h.

An der niederländischen Küste schifften sich die Reisenden zu Meer ein, und gelangten nach einer glücklichen Fahrt in der Mitte des Sommers an Nordamerika's Ufer. Schon vielen war die Reise beschwerlich geworden, und die Aussicht auf das gehoffte glücklichere Leben trübte sich, als sie sahen, daß auch hier der Boden nicht ohne sorgfältige Bearbeitung Früchte trage, und sich hier, wenn auch nicht dieselben, doch wieder andere Beschwerden einfanden wie im Mutterlande. Jede Familie suchte nun, so gut sie konnte, unterzukommen, bis sie nähere Bes

stimmungen getroffen hatte, wo sie sich niederlassen wollte. Bergmann, so hieß Adelaids Vater, ging mit seiner Familie gleich dem Orte zu, wo die Erbgüter des verstorbenen Oheims lagen. Dieser Ort lag in Pensylvanien, in der Nähe einer bedeutenden Stadt. Hier meldete Bergmann sich um die Erbschaft mit Briefen, die er noch von der Schweiz aus mitgebracht hatte, und man wies ihm nun eine schöne Besitzung an, die seit dem Tode des Oheims von braven Dienstboten verwaltet worden war.

Außer Adelaide hatte Bergmann noch zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche jünger als Adelaide waren. Diese meinten immer noch, sie würden bald wieder in die Schweiz kommen, welches sie auch jedem Nachbar treulich erzählten. Als sie aber endlich einsahen, und von ihren Eltern im Ernste hörten, daß sie immer hier bleiben sollten, da hatten sie sehr viel an der Gegend, der Lebensart und den Nachbarn auszusetzen, wenn sie Alles mit dem Vaterlande verglichen. Weit mehr als ihre Geschwister liebte Adelaide die Schweiz, und darum gefiel es ihr hier auch weit übler. Auch die Eltern hätten sich gern mit ihrem Erbgothe in die Schweiz versetzen lassen, oder dasselbe gegen ein anderes von geringerer Werthe, das nur in ihrem Vaterlande läge, vertauscht. Uebrigens brauchten

sie sich hier lange so sehr nicht zu plagen, als früher im Lande der Alpen. Sie konnten Diensthoten halten, und waren angesehen im Orte. So lebte die Familie mehrere Jahre in der neuen Welt, ohne etwas vom Mutterlande zu hören. Und allmählich lernten sie sich alle hier gewöhnen, bis auf Adelaïden. Diese konnte ihre frühere Lebensart als Hirtenmädchen, das sie bis zum sechzehnten Jahre gewesen war, nicht vergessen. O, wie gern hätte sie einmal einen Blick in das Schweizerland auf die Alpen geworfen, und wie viel darum gegeben, daselbst nur einen Tag bei der Heerde zu sehn! Es kam auch Keiner, Keiner in diese Gegend, der ihr die mindeste Nachricht gegeben hätte, wie es im Mutterlande stände, und mit dem sie sich ein Weilchen darüber hätte besprechen können. Oft saß sie deshalb betrübt in der Laube ihres schönen Gartens, wo es traulich und still war, und weinte. So fanden sie ihre jüngeren Geschwister einmal, und fragten sie wehmüthig um die Ursache ihres Kummers. Aber sie wollte das den Kleinen nicht sagen, weil diese sich hier nun schon mehr gewöhnt hatten. Sie sagte nur, es wäre ihr gar nicht wohl. Da wußten diese nicht, was sie zu ihrer Aufheiterung machen sollten. Sie wollten ihr etwas erzählen, sie wollten einmal ein munteres Spiel beginnen; aber zu dem allen nickte die betrübte

Schwester nein. Da fragten sie die Schwester, ob sie denn einmal ein Liedchen singen sollten, das der Großvater sie einmal gelehrt? Und als die Schwester ja dazu nickte, da sangen sie also:

Und lacht die liebe Sonne,
 Und blüht der Baum, die Flur,
 Und tausendfache Wonne
 Winnt uns in der Natur.

Und singt der Vogel Lieder,
 Und fällt aus Himmelsblau
 Der Schnee und Regen nieder,
 Und glänzt die Saat im Thau.

Und trägt der Halm die Aehren,
 Und lacht aus dunklem Laub
 Die gold'ne Frucht, und nähren
 Muß uns der schwarze Staub.

Und alle diese Gaben
 Streut Gottes milde Hand,
 Des Menschen Herz zu laben,
 Mit Lust auf jedes Land.

Drum soll der Mensch voll Freude
 Stets auf den Geber seh'n,
 Und nie in Gram und Leide
 Auf Gottes Erde geh'n.

So fangen die Kleinen, und Abelaide wurde dadurch aufgeheitert, indem sie zugleich an die Worte des Großvaters dachte: Gott wird Alles wohl machen.

Die Landschaft.

Allmählich begann Abelaide heiter zu werden, und schon hatte sie sich in der Gegend und in der Lebensart schicklich gelernt. An einem schönen Sonntagmorgen war sie einmal mit dem Vater und den Geschwistern in die Stadt zur Kirche gegangen. Während des Gottesdienstes stieg ein schweres Gewitter auf. Der Donner rollte fürchterlich durch die Luft, so daß es der versammelten Gemeinde im Gotteshause bange wurde. Der Gottesdienst war eben geendet, als das Gewitter über der Stadt losbrach. Da suchte nun jeder bald sein Haus zu erreichen; aber für die Schweizerfamilie war es nicht möglich, zu ihrer Wohnung vor der Stadt zu gelangen. Sie kehrten deshalb bei einem Kaufmanne ein, wo sie gewöhnlich das zu kaufen pflegten, was sie in ihrem kleinen Orte nicht haben konnten. Dieser Kaufmann

war ein sehr artiger Mann, und auch ein Fremdling in Amerika. Er hatte die Schweizer schon oft gebeten, daß sie einmal den Sonntag bei ihm zubringen möchten; aber das hatte sich immer noch nicht schicken wollen. Jetzt aber folgten sie gerne seiner Einladung, und blieben als Gäste bei dem freundlichen Manne.

Als man nun zu Tische gehen wollte, führte der Kaufmann sie in ein geräumiges schönes Zimmer, das mit vielen Gemälden geziert war. Man setzte sich zu Tische, und nach einem einfachen Mahle, das durch freundschaftliche heitere Unterhaltung gewürzt wurde, führte der Kaufmann seine Gäste in seinen Garten. Nur Adelaide blieb im Zimmer zurück. Sie wünschte die Gemälde einmal zu betrachten. Welche freudige Ueberraschung war es für sie, als sie unter denselben eine Schweizerlandschaft erblickte! Sie blieb mit glänzenden Augen vor derselben stehen, und wer beschreibt die Freude, die sie empfand, als sie die Gegend ihrer Heimath darin erkannte. Gott, rief sie aus, da bin ich ja zu Hause! Da ist die Alp, wo unsere Heerden weiden, da unten im Thale das Dörfchen, wo ich geboren ward, und wo der Großvater im Grabe schläft. Indem trat der Kaufmann und die ganze Gesellschaft ins Zim-

mer. Lächelnd trat er zu ihr und sprach: Ei, da werden Sie einen freundlichen Blick in die Alpen werfen! Was gilt's, dieser Anblick ist ein köstlicher Genuß, köstlicher als alles, was ich hier anbieten kann! — Ach, sagte Adelaide, ich war in 5 Jahren nicht dort, in fünf langen Jahren nicht. Und seit der Zeit habe ich nichts von dorthier vernommen. Aber kennen Sie denn diese Gegend? Waren Sie wohl je dort? — Ich kenne diese Gegend nicht anders, als durch Erzählung, sprach der Kaufmann. Mein Oheim hat das Schweizerland einmal bereiset, und hat unter mehreren Landschaften auch diese eingekauft. Jetzt bereiset er die schönen Gegenden der Luisiana, von woher er bald zurückkehren wird. — O, sagte Adelaide, könnte ich das einmal treffen, daß ich den Herrn an einem Sonntage hier fände, ich würde ihn recht sehr bitten, mir das Vergnügen zu gönnen, daß ich mich eine Weile mit ihm über diese Gegend unterhalten könnte. — Sie würden, antwortete der Kaufmann, viel Ruhmens von dieser Landschaft hören. Er ist ein großer Freund der Natur, und hat mir oft versichert, daß es ihm daselbst so wohl gefallen hätte, als nirgend anders wo. Wenn er einmal hier ist, so wird's ihm selbst Vergnügen machen, Jemand hier kennen zu lernen, womit er sich über seinen Lieblingsort aussprechen kann.

Sie kann noch immer die Alpen nicht vergessen, sagte der Vater. Es ist ihr daselbst immer gar wohl gewesen. Hier ist sie das lange nicht mehr, was sie da war. Wir Uebrigen denken auch noch wohl an die Schweiz; aber wir haben's hier doch besser als dort, und so haben wir uns hier gewöhnt.

Nun wurde noch manches über den Wechsel des Wohnortes und des Vaterlandes gesprochen, und es war die Meinung des Schweizers, wie die des Kaufmannes aus den Niederlanden, daß man wohl das Vaterland verlassen könne, wenn man nicht unthwillig, ohne gute Aussicht in die Ferne reise, sondern so zu sagen von Gott aus seinem Vaterlande weggerufen würde.

Den ganzen Nachmittag brachten die Schweizer hier sehr angenehm zu. Das Gewitter war indes vorüber gezogen, auch hatte der Regen nachgelassen, und bei einem fühlen heitern Abende gingen die Schweizer nach ihrer Wohnung zurück. Das Bild der Heimath aber stand lebhafter als je wieder vor Adelaids Seele, und innig freuete sie sich, die Landschaft bei dem Kaufmann gefunden zu haben. Sie dankte Gott für dieses Vergnügen, und sang ihr Abendlied:

Die Sonn' ist hingegangen,
 Wo sie mit neuem Prangen
 Die Heimathfluren weckt.
 Die Sterne flimmern wieder,
 Und Nacht sinkt auf uns nieder,
 Die uns mit Ruh' und Dunkel deckt.

Du, den ich nie noch sahe,
 Der mir doch stets so nahe,
 Du, Vater in der Höh',
 Hast heut' mir wieder Leben
 Und so viel Gut's gegeben,
 Und mich bewahrt vor allem Weh.

Dank, Vater, dir, und Liebe!
 Des Herzens reinste Triebe
 Sie eilen dir nur zu.
 Send' deine Engelschaaren
 Uns alle zu bewahren,
 Und stärke uns mit süßer Ruh.

W i e d e r f i n d e n.

Wenige Wochen nach diesem für Adelaide so merkwürdigen Tage, trat der Kaufmann, der einen ehrwürdigen Herrn am Arme führte, in das Haus des

Schweizers. Er fragte gleich nach Adelaïden, und als diese schnell herzugelaufen kam, rief er ihr zu: Hier bringe ich meinen lieben Oheim. Er ist glücklich, wie Sie sehen, von seiner Reise zurückgekehrt, und wünschte recht bald die Familie zu kennen, die aus der schönen Schweizerlandschaft herkam. Und hier ist das Mädchen, sprach er zu seinem Oheim, das diese Landschaft nicht vergessen kann.

Ja, fing darauf der Oheim an, ich habe gehört, daß das Mutterland immer noch den Vorzug bei Ihnen hat. Deswegen bin ich jetzt hierher gekommen, Sie zu fragen, ob Sie nicht mit mir eine kleine Vergnügungsreise dorthin antreten wollen? — Adelaïde seufzte dabei, und erwiederte, daß sie das wohl im Gespräche und in Gedanken gern thäte. Sie nöthigte darauf die Herren in die Stube zu treten, rief auch den Vater und die Mutter herzu, und nun wurde ein heiteres Gespräch angefangen, das ohne Unterbrechung und so traulich fortgesetzt wurde, als wenn der fremde Herr schon vieljähriger Bekannter hier gewesen wäre.

Mit großem Vergnügen hörte besonders Adelaïde seinen Erzählungen zu. Er wußte so schön die merkwürdigen Naturgegenstände zu schildern, die er auf

seinen weiten Reisen gesehen hatte, und immer waren seine Schilderungen mit Lobsprüchen auf die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers verbunden. Wie eine Schülerin saß das fromme Mädchen mit der größten Aufmerksamkeit da, und hörte auf den Herrn, der in seinen Erzählungen selbst so vornehm und doch so demüthig erschien. Endlich ersuchte der Herr sie, daß sie nun auch einmal etwas erzählen möchte. Da antwortete sie ihm, daß sie von nichts zu erzählen wisse, als von der Sennhütte und von der Alp, wo sie stand, weiter wäre sie nicht gekommen. Und wie sie die Reise hierher gemacht hätte, da wäre sie überall so schnell vorüber geeilt, daß sie nichts Besonderes hätte auffassen können. Aber die Alp und die Hütte, sagte sie, stehen mir noch immer vor Augen, und es kommt mir oft so vor, als sey ich ihnen so nahe, daß ich bloß über ein kleines Feld und einen Bach zu eilen brauche, um dort zu seyn. Aber denke ich dann wieder an das weite Meer, und an die vielen Länder, die wir durchreisten, als wir hierher kamen — dann schlage ich traurig die Augen nieder. Als ich aber jüngst die Landschaft, wo ich bei Großvater gewohnt habe, im Gemälde erblickte, da habe ich mich so wohl gefühlt, wie ich mich hier noch nie fühlte, und seitdem bin ich oft dorthin gegangen, sie zu sehen. — Ja, sagte

der Herr, das ist eine sehr schöne Gegend. Da hats mir außerordentlich wohl gefallen. — O, erwiderte Abelaide, es kamen oft Reisende auf unsere Alp, die sagten alle, daß sie es nirgend schöner gefunden hätten, als hier. Und vor vielen Jahren, als ich noch Kind und beim Großvater war, kam einmal ein sehr artiger Herr in der Morgenfrühe zu uns, der sagte, daß es ihm hier so wohl gefiele, daß er sein Leben wohl bei uns auf der Höhe zubringen wollte. Er gab dem Großvater für mich noch eine Börse und ging. — Ehe Abelaide noch ausgesprochen hatte, fiel ihr der Herr ins Wort und fragte, wie alt warst du da wohl? Zehn Jahr, antwortete sie. — Und der Reisende gab eine Börse? — Ja, sagte sie, ich hatte dem Herrn einen Blumenstrauß gegeben, weil er so artig mit Großvater sprach. —

Gieb mir die Hand, gutes Mädchen, sagte der Herr mit Erstaunen. Ich war der Reisende. Ja, ich wollte damals, und will's auch noch, so Gott will, in dem schönen Schweizerlande meine Tage beschließen. Bald reise ich von hier ab. Willst du, und erlauben es deine Eltern, so führe ich dich wieder übers Meer in die Schweiz zurück. In Betrachtung der Natur bringe ich dann meine Zeit zu, und kehre oft bei dir ein da oben, wo des Großvater

ters Heerden weideten, und so manche stille Hütte steht.

Vor freudiger Ueberraschung konnte das Mädchen kein Wort mehr sprechen. Und alle in der Gesellschaft wunderten sich über die sonderbare Fügung Gottes, der Menschen sich wiederfinden läßt auf den fremdesten Wegen und in den fernsten Ländern.

Nach wenigen Monden landete der niederländische Herr, Edelland war sein Name, wie wir wissen, schon mit 'Abelaiden an Europa's Küsten. Er brachte in den Niederlanden auf seinen Gütern alles in Ordnung, und im nächsten Frühjahr trat er die Reise mit dem Schweizermädchen nach dem Hochlande an. Da kaufte er sich in der schönen Gegend, wo er den Frühmorgen feierte, ein Gut, und sorgte auch dafür, daß seine Pfliegerochter, wie er das Mädchen nannte, ein Gütchen bekam, wo sie nach des Landes Weise leben konnte. Ein tugendhafter junger Alpshirt näherte sich der Abelaide oft, und unterhielt sich gern mit ihr. Zuletzt entdeckte er ihr den größten Wunsch seines Herzens, daß sie seine Gattin werden möchte. Er war so glücklich, ihre Zusage zu erhalten, und sie wohnten bald in Liebe und Tugend innig vereint, als glückliche Eheleute zusammen.

Herr Edelland besuchte die jungen Leute oft auf der Höhe bei ihren Heerden und freuete sich ihrer

Zufriedenheit. Immer blieb ihm diese Höhe sein liebster Aufenthaltsort, und alle Freunde und Fremde, die ihn besuchten, führte er hierher. Hier, sprach er dann, habe ich die Sonne einmal so herrlich aufgehen sehen, möchte sie mir hier so schön am Lebensabende scheinen, und mir nach der letzten Nacht eine schönere Sonne mit solchem Entzücken entgegenstrahlen.

Und hier schloß nach seinem Wunsche der edle Herr auch einige Jahre nachher seine Augen für dieses Leben. Adelaide war immer seine dankbare Freundin gewesen, sie hatte mit ihrem Gatten an seinem Krankenbette gewacht, und in der Sterbestunde bei ihm gestanden und für seine Seele gebetet.

Sein Gut, das er bewohnte, war in seinem Testamente ihr zugedacht, und sie besaß nun mehr, als sie sich je gewünscht hatte. Demuth aber blieb die Stierde ihres Lebens, denn die Quelle der Demuth war in ihrer Brust, die Frömmigkeit.

Der aber, der diese Geschichte schrieb, dachte oft dabei:

Es führt unsichtbar eine Hand
 uns durch das Erdenleben,
 und wo das Auge niemand fand,
 uns Schutz und Hülfe umschweben.

Sie führt uns durch das Blumenthal
Wie an den tiefsten Gründen,
Sie bringt uns Menschen, ohne Wahl,
Die wir als Engel finden.

Drum gehen alle sorgenlos,
Zufrieden alle Frommen,
Sie wissen, daß sie in den Schoß
Der ew'gen Liebe kommen.

3.

Der S ch e i d e w e g.

oder

da = oder dorthin?

D e r S c h e i d e w e g.

Wer an dem Scheidewege steht,
Der frage nur sein Herz,
Und höre, was die Liebe fleht,
Und blicke himmelwärts.

Auf einem Hügel des bergischen Landes liegt unfern einer Stadt eine Kapelle. In den angenehmen Tagen des Frühlings und Sommers wird in derselben Früh-Andacht gehalten, und die Bewohner der Stadt und der Umgegend besuchen gerne diese heilige Stätte an den geweihten Tagen.

Liebtlich klangen die hellen Töne der kleinen Glocke von dem Hügel an dem Frühmorgen eines Sonntags

im Sommer, und schon Viele waren hinausgewandert, dem freundlichen Hügel zu. Auch Karl Friedmann und Heinrich Mohr, zwei junge Freunde, welche als Nachbarfinder mit einander aufgewachsen, und dem Jünglingsalter nahe waren, gingen Hand in Hand aus der Stadt, die Kapelle zu besuchen.

Karl, ein gefühlvoller Knabe, schaute mit sehnenenden Blicken nach dem Ziele ihrer kurzen Wanderung. Heinrich, der nicht ohne Gefühl, aber leichtsinnig war, schaute rechts und links umher. Sie sprachen über dies und das, als sie auf einmal an einen Weg kamen, der zu einem benachbarten Weiler von der Straße, auf der sie wandelten, abführte. Sieh! sagte Heinrich, da geht's nach der Linde. Laß uns diesen Morgen dorthin gehen. Es muß daselbst an den Sonntagmorgen sehr angenehm seyn. Viele wandern dorthin, wenn sie einen Spaziergang in den Wald gemacht haben. Komm, Karl, wir werden daselbst viel Vergnügen finden. Nein, sagte Karl, es deucht mir besser, zur Kapelle zu gehen, denn ein größeres Vergnügen, als den Frühmorgen des Sonntags mit so vielen Bekannten da oben in der freundlichen Kapelle zu feiern, kenne ich nicht. — Heinrich hielt ihn an. Nur diesmal wollen wir wechseln, lieber Karl! sprach er. Ich verspreche dir

zugleich, künftig immer mit zur Kapelle zu gehen. — Karl aber blieb fest bei seinem Entschlusse, und bat Heinrich, von dem seinigen abzustehen, recht dringend. Dabei stellte er ihm den Unwillen der Eltern und Alles vor, was ihm nur einfallen mochte, um ihn von seinem Vorhaben abzuziehen; aber vergebens. Heinrich war so beredt, sein Vorhaben zu entschuldigen, daß Karl endlich unwillig wurde und sprach: Nun, so gehe du zur Linde, ich gehe zur Kapelle. Möge es dich nie gereuen! Betrübt bin ich, innig betrübt darüber, daß wir uns hier zum ersten Male auf einem Wege trennen. Horch! die letzten Töne der Glocke verhallen! Ich muß eilen. Komm doch mit mir! Lachend zog Heinrich seine Hand aus der Hand seines Freundes. Da, oder dorthin, sagte er, ist ja einerlei, und ging den Weg ab zur Linde. Karl blickte noch einmal halb unwillig, halb wehmüthig ihm nach, und ging dann den Weg zum Hügel hinan.

Die Capelle.

Die Linde.

An allen Orten ist wohl Gott,
 Ihm dienen kannst du überall; —
 Doch besser da, wo nimmer Spott
 Des Höchsten tönt mit rohem Schall.
 Wo man vielmehr im frommen Kreis
 Vernimmt des großen Namens Preis.

Schon schallte der feierliche mehrstimmige Choralgesang aus der Kapelle herab, als Karl daselbst ankam. Vor der Thür wartete er noch eine Weile, sich an der wunderlieblichen Harmonie zu ergötzen. Dann öffnete er leise die Thür, und trat in die Versammlung der andächtigen Christen. Nachdem er sich erst gesammelt, und Gott um Segen zu der Andachtsstunde gebeten hatte, setzte er sich hin, und sang noch die beiden letzten Verse des angefangenen Liedes mit. — Darauf bestieg der Pfarrer die Kanzel, und hielt, wie gewöhnlich, eine herzliche Anrede, und ein Gebet, worauf wieder Gesang und dann die Hauptrede folgte über die Textesworte Matth. 6, v. 28. 29. 30. — Schön mußte der würdige Pfarrer die Größe und Güte Gottes in der Erhaltung aller Dinge in der Natur zu schildern, darauf stellte er vor, wie der gute Gott sich von jeher der Menschen besonders angenommen habe und noch annehme, und er schloß dann mit einer kräftigen Ermahnung zur

Dankbarkeit gegen Gott, und zum Vertrauen auf ihn. — Dabei floss manche Thräne der Rührung von den Wangen der Zuhörer. Es war so still in der Versammlung, so feierlich! auf allen Gesichtern sprach sich die reine Freude der Andacht, die Sehnsucht nach dem Höhern und Bessern, und die kindliche Zuversicht zu dem himmlischen Vater aus. Ja, wer da nicht bewegt worden wäre, würde wohl nie zu bewegen gewesen seyn.

Vergnügt verließ die Versammlung nach beendigtem Gottesdienste die Kapelle. Karl Friedmann fühlte sich besonders bewegt. Es war ihm wohl und wehmüthig. Er konnte sich freuen, aber doch nicht mit lauter Lust. Ihm war dieser Morgen ein überaus herrlicher. Nur das trübte in etwa sein wonniges Gefühl, daß sein Freund Heinrich nicht mit ihm das Gute genossen, sondern einen andern Weg eingeschlagen hatte.

Heinrich hatte seinen Weg verfolgt. Noch ehe er an die Linde (so hieß ein Wirthshaus an der Straße vor dem Weiler) angekommen war, hörte er schon aus dem Hofraume vor dem Wirthshause ein Gejauchze, das Rollen der Kegelfugeln, und das Fallen der Kegelklöße. Als er daselbst ankam, schaute er erst schüchtern umher, ob auch einer der Anwesenden mit seinen Eltern in Bekanntschaft stände. Nach-

dem er sich überzeugt hatte, daß Niemand anwesend war, von dem er etwas Unangenehmes zu befürchten haben konnte, trat er in den Hof. An langen Tischen saßen da muntere Leute, welche Kaffee, Thee oder Wasser und Milch tranken. An einer andern Seite des Hofes, wo die Regelbahn war, standen ebenfalls einige Tische, um welche die Regeler schwärmten, welche Bier und Branntwein tranken, und dabei grobe Redensarten, Flüche und Verwünschungen mit überlautem Gelächter und Loben ausstießen.

An den ersten Tischen, wo es ruhiger herging, achtete Niemand auf Heinrich, und er selbst hatte auch nicht Herz, mit Jemand eine Unterhaltung zu beginnen. Er ließ sich ein Glas Wasser und Milch geben, und zog damit zur Regelbahn. Anfangs gefiel es ihm auch hier nicht recht; allein nach und nach begann es ihm besser zu gefallen, denn er hörte manches derbe Witzwort, und die groben Scherze gefielen ihm nicht minder. Als ihn aber erst einer der jüngern Spieler anredete, ihn lobte, daß er auch einmal hierher gekommen sey, und versicherte, daß es jeden Sonntagmorgen hier so ergötzlich herginge, da fühlte er sich so angenehm berührt, daß er sich nicht entschließen konnte, sogleich wegzugehen, wie er sich schon zu thun vorgenommen hatte. Sein eben gewonnener Freund trank ihm ein Glas Branntwein

zu. Heinrich versicherte, daß er den Brantwein nicht liebe, weil er ihm nicht schmecke, und mochte nicht trinken; aber sein Freund lachte ihn aus und bestellte etwas Wohl-schmeckendes, wie er sich ausdrückte. Ein süß gemachter Brantwein wurde hergebracht, Heinrich trank, und es schmeckte ihm ziemlich wohl. Durch längeres Verweilen, und durch das Trinken des Brantweins er-muthigt, wagte er es endlich auch einmal, einen Groschen auf einen Wurf zu setzen. Er gewann. Durch öfteres Setzen gewann er so viel Geld, daß er sich reicher schätzte, als er je gewesen war.

Es läutete zu Mittag, und nun wollte er zu Hause eilen; aber es wurde ihm schwer, sich von dem Zureden der Gesellschaft loszumachen. Als es ihm endlich gelang, lief er, wie gejagt, davon. In seinem halbberauschten Kopf gingen alle Reden herum, die er vernommen; dazwischen konnte er noch immer die Regelfugeln rollen hören, und sah im Geiste die Regel fallen. Sein Herz klopfte stark. Er merkte es; aber er sagte zu sich selbst: Das kommt vom Laufen. Dabei stiegen Gefühle in ihm auf, wobei es ihm unheimlich ward, und die er trotz aller Mühe, die er sich machte, sie zu unterdrücken, nicht zurückdrängen konnte. Er dachte an seinen Freund Karl, an seine Eltern, an die Kapelle. So

in sich von den quälendsten Gedanken gejagt, kam er zu Hause, wo er seinen Abweg vor seinen Eltern zu verheimlichen mußte. An diesem Tage sah er auch seinen guten Freund Karl nicht mehr, der mit seinen Eltern Nachmittags ausgegangen war.

Die Prüfung.

Wer seine Zeit in stetem Fleiß
 Verlebt, bangt vor der Prüfung nicht.
 Sie bringt ihm seiner Mühe Preis —
 Nur Trägen wird sie zum Gericht.

Es war von diesem Tage an ein ganz anderes Verhältniß zwischen Karl und Heinrich. Sie sahen sich zwar jeden Tag, und sprachen sich wie zuvor; allein Karl konnte es dem Heinrich nicht vergessen, daß er es vorgezogen hatte, zur Linde zu gehen, statt zu der Kapelle. Heinrich fand an seiner Seite auch das nicht mehr an Karl, was er früher gefunden. Er hielt ihn für einen guten Träumer, der aus Baghaftigkeit nicht in Gesellschaften gehen, und mitmachen wollte; sich selbst aber für einen jungen Menschen, der es den Erwachsenen gleich thun könne. — Nichts desto weniger ersuchte Karl ihn noch einigemal, am Sonntagmorgen den alten Weg zum

Hügel zu gehen; da Heinrich dies aber mit allerlei Vorwendungen ausschlug, so sagte Karl ihm endlich: Ich werde dich nicht mehr um dergleichen Wanderungen ersuchen, ich sehe auch, daß ich dir damit lästig werde. Es thut mir leid, daß wir nicht mehr zusammen gehen können; doch, wohin du gehest, dahin mag ich nicht gehen, und darum mag es denn so bleiben.

So nähete der Herbst. Im Herbst fiel allemal die Schulprüfung vor, und die diesmalige war die letzte, welche Karl und Heinrich mitmachen sollten: denn sie waren 15 Jahre alt, und ihre Eltern wollten sie zur Arbeit gebrauchen. Karls Vater war ein Tischler, Heinrichs Vater ein Lohgerber. Die Söhne sollten des Vaters Geschäft erlernen.

Die Prüfung wurde gehalten, und Karl bestand in derselben so vorzüglich, daß der Prediger Tags nachher zu seinen Eltern kam, und ihnen zuredete, daß sie Karl möchten studiren lassen. Gern, sagte der Prediger, werde ich nicht allein mit Rath, sondern auch mit That beistehen. Ihr Sohn hat gute Anlagen zu einem würdigen Seelsorger, und es würde Schade seyn, wenn solche Gaben verloren gingen. — Durch das Zureden des Pfarrers willigten die Eltern ein, und als Karl das hörte, da war er sehr vergnügt. Denn das war längst sein schulichster

Wunsch gewesen, den er aber nicht auszusprechen wagte. Heinrich dagegen hatte in der Prüfung schlecht bestanden. Man wunderte sich allgemein, daß er im letzten halben Jahre so zurückgeblieben war, und seinen Eltern verdroß das sehr. Ei, dachte er aber bei sich, ich brauche kein Gelehrter zu werden, und verschmerzte die Vorwürfe leicht. Als er bald darauf vernahm, was aus seinem Nachbar Karl werden sollte, da mochte er gar nichts mehr mit ihm zu thun haben, und er nannte ihn spottweise bald den Frommen, bald den Weisen.

Der Studirtisch. Der Spieltisch.

Wehe, wer die Rosenzeit
 Nur zu rohen Spielen weicht!
 Jüngling, streue reiche Saat
 Auf den schönen Jugendpfad.

Von nun an widmete sich Karl ganz dem Studiren. Der würdige Pfarrer, sein Gönner, gab ihm täglich Unterricht in fremden Sprachen, und vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein saß Karl auf seinem Zimmer am Schreibtische. Um ihn her lagen Bücher und Schriften, und er fühlte sich dabei so wohl, daß er Alles darüber vergaß, was er sonst

wohl zu seinem Vergnügen gemacht hatte. Seine Fortschritte waren schnell, so daß er im folgenden Jahre schon auf eine höhere Schule gehen konnte. Auch hier wendete er seine Zeit mit großem Fleiße an, und war nach Verlauf einiger Jahre fähig, die Universität zu besuchen.

Seinen Jugendfreund Heinrich finden wir in dieser Zeit am Spieltische. Er hatte, seitdem sein Vater ihn aus Handwerk setzte, wie er glaubte, nun ein großes Recht auf freien Besuch der Gesellschaftshäuser, und Ermahnungen, Drohungen, ja sogar scharfe Zurechtweisungen seiner Eltern nahm er nur flüchtig an. Spiel und Trank war sein größtes Vergnügen nach der Arbeit, und oft schlich er sich von der Arbeit ins Wirthshaus, wenn er gerade wußte, daß sein Vater ihm nicht aufpassen konnte.

Zwar kamen je zuweilen noch Augenblicke, wo ein besseres Gefühl in ihm erwachte, und ihm das Nichtige und Unwürdige seines Betragens vorkam, auch sah er das Gefährliche seines Hanges zu den unerlaubten Vergnügungen ein. Er konnte darüber wohl weinen, wenn er Abends einsam vom Spieltische nach Hause schlich, oder wenn in einer guten Stunde seine sanfte Mutter ihm Vorwürfe machte. Ja, oft versprach er es ihr, sich der Gesellschaft und des Spieles zu enthalten, und er bat dann

Gott mit Thränen um Vergebung, und gelobte Besserung seines Wandels; aber kam nach einigen Tagen einer seiner Spielgenossen zu ihm, und erzählte, was seitdem in dem gewöhnlich besuchten Hause Lustiges vorgefallen war, dann konnte er sich nicht überwinden, und war den nächsten Abend wieder mit dabei.

So verfloß seine schöne Jugendzeit in einem Rausche. Den Tag über war er unlustig bei der Arbeit, und wurde deshalb von seinem Vater streng gehalten. Dafür suchte er sich am Abend beim Spieltische wieder zu entschädigen, und kehrte er nach einigen Stunden, im lärmenden Kreise zugebracht, zurück, so fand er zu Hause wieder eine unfreundliche Aufnahme.

D e r A b s c h i e d .

Und schlägt die ernste Abschiedsstunde,
 Dann Segen unserm Freundschaftsbunde,
 Wenn Lieb' und Tugend uns verband!
 Uns trennet dann nicht Meer, nicht Land.

Es war ein angenehmer Herbstabend, als Karl nach langer Zeit zum ersten Male wieder in seines Nachbarn Haus trat. Er kam, Abschied zu nehmen, in

dem er den folgenden Tag zur Universität abreisen wollte. Heinrich fand er nicht zu Hause. Die Eltern desselben baten ihn, eine Weile zu warten, sie meinten, ihr Sohn würde bald kommen. Schon wurde es spät, und Heinrich kam nicht. Dennoch verweilte Karl bei seinen Eltern, denn er mochte gern vor seiner Abreise seinen Jugendfreund noch einmal sprechen, ihm noch einmal warm die Hand drücken, und ein ernstes, mahnendes Wort zu ihm reden. Heinrichs Eltern wurden unwillig über das lange Ausbleiben ihres Sohnes. Der Vater sprach manches harte Wort über ihn, und die Mutter suchte vergebens ihre Seufzer zu unterdrücken. Karl redete das Beste zu den unangenehmen Verhältnissen, bis endlich Heinrich polternd ins Haus stürzte. Er wurde durch die Anwesenheit Karls betroffen, besann sich eine Weile, und ging dann mit Herzlichkeit auf ihn zu, und grüßte ihn mit dem Worte der Jugend: Guten Abend, lieber Karl! — Karl faßte seine Hand und sagte, daß er gekommen sey, Abschied von ihm zu nehmen. Es ist zwar spät, fügte er hinzu, laß uns aber noch einen kurzen Spaziergang mit einander machen, das werden die werthen Eltern wohl erlauben. Heinrich und die Eltern willigten ohne Zaudern ein. Karl nahm darauf Abschied von den Eltern Heinrichs. Sie segneten ihn mit

thranenden Blicken auf ihren Sohn. Die Jugendfreunde gingen hinaus.

Der Mond warf durch die heitere Herbstnacht sein sanftes Licht, und weckte wehmüthige Gefühle in der Brust beider Freunde. Schweigend gingen sie dahin, und ihre Blicke fielen oft zugleich auf die Spielplätze, wo sie ihre Kindheit so glücklich verlebt hatten. Dann sahen sie sich an, und gingen weiter. Sie kamen vor die Stadt, und gingen noch immer fast schweigend nebeneinander, indem sie nur einzelne Worte mit langen Zwischenräumen wechselten.

Da standen sie, ehe sie es gewahrten, an der Stelle, wo der Weg zur Kapelle, und der Seitenweg zur Linde führte. Unwillkürlich faßte hier Karl Heinrichs Hand und sprach wehmüthig: Heinrich! Heinrich! wärest du mit mir diesen Weg gegangen! Da fing Heinrich mit Schluchzen an zu stottern: Karl! lieber Karl! stände ich noch einmal in den Jahren hier! Aber ich fürchte, jetzt ist es zu spät! — Nein, nicht zu spät, sprach Karl. Kehre noch um auf dem Wege, den du wandelst. Noch ist es Zeit! — Er schloß ihn dabei in seine Arme. Heinrich antwortete nur mit Thränen. — Was Karl ihm Ermahnendes und Tröstliches sagen konnte, sagte er ihm mit aller Wärme der jugendlichen Freundschaft. Es war ihnen beiden, als wären sie noch Kinder,

so konnten sie nach langen Jahren der Zurückhaltung sich jetzt wieder aussprechen. — Heinrich versprach seinem Freunde, den bösen Weg zu verlassen, und sie kehrten in die Stadt zurück. Vor dem Hause Heinrichs wurde Abschied genommen. Schon war es Mitternacht.

Universitätsjahre. Wanderjahre.

Hinaus ins Leben! Sammle dort
 Dir Kenntniß — Tugend hilft dir fort —
 Und kehrest bereichert du zurück,
 Erwartet Liebe dich und Glück.

Karl reisete den folgenden Morgen ab. Die Segenswünsche seiner Eltern, die bis dahin viele Freude an ihm erlebt hatten, und noch mehr Freude an ihm zu erleben hofften, die guten Lehren des Pfarrers und auch dessen Segensworte begleiteten ihn. Er kam glücklich in der Universitätsstadt an. Hier stellte er sich den Lehrern an der höhern Schule mit seinen vortheilhaften Zeugnissen vor, und gewann durch sein bescheidenes Benehmen ihre Achtung, die bald, als sie ihn näher kennen lernten, in Liebe überging. Sein musterhaftes Betragen, verbunden mit einem unermüdeten Fleiße, erwarb ihm die

Freundschaft der edleren Studirenden, und sein anspruchsloses Wesen gab ihm Achtung bei allen übrigen Studenten.

Mit seinen Eltern und dem Herrn Pfarrer wechselte er regelmäßig monatlich Briefe, welche von seiner Seite die unverkennbarsten Ausdrücke kindlicher Liebe und Achtung enthielten. Nie fiel er ihnen durch Ansprüche lästig, die sonst aus der Ferne so oft ohne Noth von Kindern an Eltern und Verwandten gemacht werden. Man mußte sich vielmehr wundern, wie sparsam er mit seinem Gelde und mit allen seinen Sachen umzugehen wußte. So verfloßen schnell und angenehm für Karl, wie für seine Eltern, die Jahre seines Verweilens auf der Hochschule, und nach glücklich überstandener Prüfung kehrte er in die Arme seiner Eltern zurück. Er war ein äußerst geschickter junger Mann, der mit den besten Zeugnissen seines Fleißes versehen, alle Ansprüche auf ein glückliches Fortkommen hatte.

Nicht so angenehm und glücklich verfloßen diese Jahre für Heinrich. Er blieb seinen Vorsätzen nicht treu. Das böse Beispiel wirkte zu stark auf ihn, und die eigene Neigung zu Ausschweifungen war zu groß, als daß er den Lockungen zum Bösen immer glücklich hätte widerstehen können. Darüber lebte er mit seinen Eltern fortwährend in unangenehmen

Verhältnissen. Sie konnten das mit Bitten nicht mehr erreichen, was sie vielleicht früher mit Gewalt hätten durchsetzen können. Sie beklagten nun sich und ihren Sohn, daß sie nicht früh genug mit seinem unordentlichen Leben und mit seinen bösen Gesellschaften bekannt geworden wären, und es fehlte dann nicht an Vorwürfen von beiden Seiten. Nichts war indeß Heinrich bitterer, als wenn sie ihm seinen Jugendfreund Karl zum Muster aufstellten. Er verachtete sich selbst, daß er so schlecht sein gegebenes Versprechen hielt!

So mochte nach Karls Abreise ein halbes Jahr verfließen seyn, als Heinrich auf einmal den Entschluß faßte, sich auf die Wanderschaft zu begeben. Seine Eltern willigten ein, in der Hoffnung, durch Trennung von seinen Kameraden möchte es ihm leichter werden, zu Ordnung und Sitten zu gelangen. Doch konnte die Mutter ein unheimliches Gefühl nicht unterdrücken, und ein Schauer überfiel sie allemal, wenn sie an Heinrichs Wanderschaft dachte. Sie hörte nicht auf, ihn zu lieben, weil bei all seinem bösen Thun sein Herz nicht ohne Güte, und sein Wesen nicht ohne einnehmende Gefälligkeit war. Es blieb beschlossen, und Heinrich stand zur Abreise bereit. Seine Mutter hielt ihn in ihren Armen, als wenn sie sich nicht von ihm trennen, ihn nicht los-

lassen könnte. Mir ahnet nichts Gutes, sagte sie mit bebender Stimme. Heinrich! Heinrich! halte dich zu Gott, daß er sich zu dir halte! Heinrich, drücke uns nicht ins Grab! — Sie vermochte nicht mehr zu reden. — Der Vater hielt ihm im tiefen Ernste nochmals seinen bisherigen bösen Wandel vor, warnte ihn mit väterlicher Liebe, und drohete ihm, daß er ihm nie wieder unter die Augen kommen sollte, wenn er sich in der Fremde unwerth mache, sein Sohn zu heißen. —

Auch diese Stunde rührte Heinrich. Er reisete ab, von einem Schwarme lustiger Brüder bis an's nächste Dorf begleitet. Das sollte die letzte Freude seyn, die er mit ihnen genösse, sagte er sich selbst zu.

Die Fremde gefiel ihm so lange, als er noch Zehrpennige im Beutel hatte, und er von einer Stadt zur andern wandern konnte, ohne an Arbeit zu denken. Als er sich aber genöthigt sah, sich um Arbeit umzusehen, wenn er nicht betteln wollte, da wurde es ihm unwohl zu Muthe. Er suchte Arbeit, und fand sie. Sein Meister war in den ersten Tagen mit ihm zufrieden, und Heinrich würde es sehr gut bei ihm gehabt haben, wenn sich nicht gar zu bald seine große Neigung zu Spiel und Trank gezeigt hätte. Die Bemerkungen, welche sein Meister ihm darüber machte, erwiederte er mit Grobheit,

und er mußte weiter ziehen. So ging es an mehreren Orten, bis er zuletzt nicht mehr so weit kommen konnte, sich seine Kleidungsstücke ausbessern zu lassen. Er hatte von Hause sehr gute Kleidungsstücke mitgenommen, allein durch Reisen und Schwärmen waren sie schnell abgenutzt. Jetzt erst, da er in Lumpen einherging, fiel es ihm ein, an seine Eltern zu schreiben.

Mit Sehnsucht erwarteten diese schon lange einen Brief von ihm, und freudig nahmen sie den angekommenen von der Post an. Ihre Freude wurde indeß sehr getrübt, da er nichts als Klagen und Bitten um Geld enthielt. Sie antworteten ihm bald, schickten auch Geld dazu, doch mit dem Bemerkten, daß er künftig dergleichen Bitten zurückhalten solle, da er fähig sey, sich seinen Unterhalt zu verdienen. — Heinrich las den Brief bis dahin, wo diese Ermahnung begann, legte ihn bei Seite, und zog mit dem erhaltenen Gelde in die Schenke, seinen Nerger über sich selbst zu verschleuchen.

E i n t r i t t i n s P f a r r a m t.

O schönes Loos, die Menschenseelen
Zu führen auf der Wahrheit Bahn;
Daß sie zu ihrem Heile wählen
Den, der für sie so viel gethan!

Es war eine aufrichtige Freude in der ganzen Stadt, als Karl Friedmann, der junge Kandidat, zum ersten Male in der Kapelle predigte. Er hatte dieselben Textesworte zu seiner Predigt gewählt, die ihm vor vielen Jahren hier so wichtig geworden waren, als sein Freund Heinrich auf dem Wege zum Hügel sich von ihm trennte. Damals dachte er oft im Stillen, was wird aus mir werden? — Zu dem Handwerke seines Vaters fühlte er nicht viel Lust, er glaubte dazu nicht stark genug zu seyn; zu einem andern Handwerke konnte er sich nicht bestimmen, und sah auch wohl ein, daß seine Eltern das ungern zugeben würden. Da hörte er die tröstenden Worte des Pfarrers, sie richteten sein Gemüth auf, und er erfuhr immer mehr, daß Gottes Vaterliebe mehr für die Menschen sorgt, als sie selbst begreifen können. Der gute Gott, der die Lilien des Feldes fleidet, hatte auch ihm bis hieher geholfen. Das, und die Erinnerung jener Stunde rührte sein Herz, und seine Nahrung sprach sich in seiner Rede aus, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde.

Was seine Eltern bei den Glückwünschen ihrer Freunde und selbst fremder Menschen empfanden, ist schwer zu beschreiben. Es muß ein unvergleichlich angenehmes Gefühl seyn, das Eltern über gut gerathene Kinder empfinden!

Der Ruf des Kandidaten Friedmann verbreitete sich in der ganzen Gegend. Man lud ihn bald hier bald dort ein, zu predigen, und ehe ein Jahr verfloss, wählte ihn die Gemeinde in Thaldorf zum Pfarrer. Mit Dank gegen Gott nahm er den Beruf an. Seine Eltern und der Pfarrer, der ihm diesen Weg zu wandeln bezeichnete, und so gern sein Führer auf demselben gewesen war, begleiteten ihn, als er in die Gemeinde einzog. Ein großer Zug kam ihnen entgegen, und jubelnd führte derselbe den neuen Pfarrer zu seiner Wohnung. Aber wie wurde er hier überrascht! Alle Bedürfnisse bei Einrichtung einer Haushaltung fanden sich reichlich vor, wodurch die Gemeinde auch äußerlich ihre Liebe zu erkennen geben wollte.

Die Pfarrwohnung lag in geringer Entfernung von der Kirche, um dieselbe wechselten Baumhöfe, Gärten, Wiesen und Lustwäldchen mit einander ab, und das ganze Pfarrgebiet glich einer großen schönen Anlage, die zum Vergnügen bestimmt ist.

Nach der feierlichen Einsegnung, die des nächsten Sonntags nach dem Einzuge in die Gemeinde Statt fand, trat der junge Pfarrer sein wichtiges Amt an. Wo er auftrat, suchte er Liebe und Friede um sich her zu verbreiten, vor allem aber seine Heerde dem großen Seelenhirten zuzuführen. Dabei blieb er von seiner Gemeinde geliebt und geehrt.

Die Pfarrfamilie.

Wo Liebe wohnt und Frömmigkeit,
Da hat der Herr ein Heiligthum.
Da ist ihm alles Thun geweiht,
Und Alles dient zu seinem Ruhm,
Schaust du auch deinem Pfad hinein,
Sprich: auch bei mir soll's also seyn.

Als der junge Pfarrer einige Zeit im Amte war, machte er die Bekanntschaft eines alten Pfarrers in der Nachbarschaft. Er besuchte denselben seitdem wegen seiner heitern Frömmigkeit sehr gern. Dieser Mann war durch ein verhängnißvolles Leben gewandert, und hatte Gottvertrauen, Demuth und Liebe von seinen Schicksalen gewonnen. Schon seit zwanzig Jahren vereinte er Vater- und Mutterliebe in sich für seine einzige Tochter, welche seit einigen

Jahren bei einem Verwandten im Oberlande weilte, um daselbst in häuslichen Geschäften und weiblichen Arbeiten unterrichtet zu werden. Sie kam kurz nachher zurück, als der junge Pfarrer in der Nachbarschaft eingezogen war. Bei den Besuchen, welche derselbe ihrem Vater machte, lernte er sie als ein häusliches, frommes Mädchen kennen. Er gewann sie lieb, und sie wurde seine Gattin.

Begnügt lebten sie nun in ihrer Gemeinde, gingen oft zu dem Vater, und dieser besuchte sie wieder. Jährlich kamen die Eltern des Predigers auch einigemal zum Besuche dorthin, und das waren dann angenehme Tage. Gott gab ihnen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, welche zu ihrer Freude heranwuchsen. Geräuschlose Thätigkeit, herzliche Liebe und ungeheuchelte Frömmigkeit herrschte in diesem Familienkreise. Besonders schön ließ sich's ansehen, wenn die Eltern der Familie anwesend waren. O, ein Blick in diesen Familienbund entzückte! Alles beeiferte sich, den Großeltern Liebe und Ehre zu beweisen. Und wie sich dann die guten Alten an der Liebe und an dem Wohlstande ihrer Kinder und Enkel ergözten! Dankende Blicke richteten sie dabei zum Himmel.

Zusammentreffen.

Wonne! wer auf seinen Wegen
 Trifft den Jugendfreund im Segen.
 Schrecklich! wer mit Angst und Grauen
 Auf den Jugendfreund muß schauen.

Der Freund des alten Predigers, bei dem die junge Pfarrfrau einige Jahre in Pension gewesen war, sprach in allen seinen Briefen, die er an seinen alten Freund schrieb, die dringendsten Wünsche aus, daß derselbe mit seinen Kindern ihn besuchen möchte. So oft man dies versprochen, so oft war es auch aufgeschoben worden. Endlich entschlossen sich die jungen Eheleute, da in einem schönen Herbst gerade die Weinlese begann, die versprochene Reise zu machen. Sie kamen glücklich zu dem Orte ihrer Bestimmung und genossen eine herzlich gute Aufnahme. Nach einigen Wochen schickten sie sich erst zur Heimreise an.

Diese fanden sie nicht so angenehm, besonders in den unwirthsamten Gegenden des Spessarts, die sie passiren mußten. Die Witterung war trübe, die Wege waren schlecht, und der Miethwagen erlitt manchen harten Stoß. Plötzlich krachte ein Rad zusammen — und der Wagen hing auf einer Seite. An Fortsetzung der Reise war für den Augenblick nicht zu denken. In der Nähe kein Haus, geschweige ein Dorf zu sehen. Der Miethkutscher schien verlez-

gen zu werden, die Pfarrfamilie fühlte größere Verlegenheit. Nach kurzer Berathung entschlossen sie sich, beim Wagen zu verweilen, indeß der Kutscher ins nächste Dorf gehen, und sich ein anderes Rad anschaffen sollte. Das geschah. Der Kutscher kehrte nach einigen Stunden mit einem neuen Rade zurück, und die Reise ging wieder vorwärts. Aber durch diesen Unfall konnte die nächste Station vor einbrechendem Abende nicht mehr erreicht werden, und zu ihrer größten Unruhe mußten sie noch eine Waldstrecke passiren. Tiefe Stille herrschte auf den Höhen des Spessarts. Vor den Reisenden lag der dunkle Wald wie eine schwarze Wolke. Die Gattin des Pfarrers und die Kinder äußerten bange Besorgniß, als der Wagen in's schauerliche Dunkel einzog. Der Pfarrer sprach ihnen Muth ein. Auf dem schlechten Wegen ging der Wagen langsamer, und die hohen schwarzen Tannen rauschten unheimlich. Das vermehrte die Angst der Reisenden. — Halt! donnerte es plötzlich vor dem Wagen. Schüsse fielen hinter demselben. Gott stehe uns bei! sagte der Pfarrer. Gattin und Kinder umklammerten ihn, und stießen Angstgeschrei aus. Der Kutscher hatte angehalten, und war schon von seinem Sige gerissen. Man versuchte von außen die Wagenthüren zu erbrechen. — Freunde, sagte der Prediger ruhig, wir sind in eu-

ren Händen; aber auch in Gottes Händen. Was wollt ihr von uns? — Heraus! schallte die rauhe Antwort, und du wirst sehen, was wir wollen. — Gut, sagte der Prediger, wir steigen willig hinaus. Wollt ihr das Wenige, was wir mit uns führen, es wird euch übergeben. Aber habt Mitleiden mit meiner zagenden Familie, und laßt uns ruhig weiter fahren. — Das wäre eben recht, rief einer der rohen Menschen, und riß den Pfarrer aus dem Wagen. Seine Gattin sprang ihm nach, und hielt ihn umfaßt, so wie ebenfalls die Kinder aus dem Wagen taumelten, und sich an ihn hängten. Fort mit ihnen! tönte da eine Stimme, für das Uebrige werden wir sorgen.

Vier Räuber, denn nichts anders als solche waren diese frechen Menschen, umringten die Familie, und zogen sie durch die verschlungensten Gänge des Waldes, durch Haide, Dornen und Gesträuch. So mochten sie eine halbe Stunde, die schrecklichste in ihrem Leben, fortgeschleppt worden seyn, als sie aus einem tiefen Grunde einen hellen Schein empor steigen sahen. Die Räuber piffen. Es folgte aus dem Grunde Antwort. Und nun stiegen sie über große Steinmassen hinab.

Welch ein Anblick für die Pfarrfamilie! — In einer Felschlucht um ein großes Feuer Menschen,

Welber und Kinder, von schrecklichem Ansehen gelagert, Gewehre, Pistolen, Säbel und Gepäck rund umhergestreut. Es standen Gefäße verschiedener Form um das Feuer, und vor jeglichem Räuber eins. Sie schienen ihr Abendessen zu verzehren. Alle aber richteten jetzt ihre Köpfe empor, und schauten auf die Eingebrachten. Der Pfarrer wurde um das Feuer in den Hintergrund der Schlucht geführt. Da saß einsam auf einem Felssteine ein starker Mann, dessen Kleidung und Anstand sich über die andern Räuber hervorhob. Auf seinem Kopfe trug er eine mit großen Federn gezierte Mütze. Hier, Hauptmann, redete ihn einer der Räuber an, bringen wir einen guten Fang für diesen Abend. Er trat zurück. Der Hauptmann richtete einen scharfen Blick auf den Pfarrer und fragte: Wer? und woher? — Der Pfarrer antwortete: Mein Name ist Friedmann, Pfarrer zu . . . Friedmann? fiel ihm der Räuber ins Wort, Karl Friedmann? Wo zu Hause? — Aus dem Bergischen, war die Antwort des Pfarrers. Rasch sprang der Räuberhauptmann von seinem Sitze auf, griff den Pfarrer an die Hand, zog ihn wild ans Feuer und schaute ihm ins Gesicht. — Karl! Karl! kennst du mich nicht mehr? rief er dann, und zog ihn wieder in den Hintergrund zurück. Der Prediger sah ihn an und sann. — Er glaubte bez

kannte Züge zu finden. Sehe ich recht, sagte er, fände ich hier Heinrich Mohr? — Ja, Heinrich Mohr ehemals, sagte der Räuberhauptmann schmerzlich lächelnd, jetzt Heinrich Wild. Gnadiger Gott! rief der Pfarrer, so muß ich dich wiederfinden? Heinrich!

Der Eintritt in die Räuberbande.

In Nacht und Dunkel, Höhl' und Wald
 Verbirgt sich Schuld und Missethat.
 O Jammer! wer den Aufenthalt,
 Den traurigen, zu suchen hat.

Ja, so findest du mich wieder, sagte der Räuberhauptmann. — O! wer hätte das gedacht, sprach der Pfarrer wehmüthig, als wir noch Arm in Arm zur Schule gingen, daß wir uns einmal in der Fremde so treffen sollten? Heinrich, erzähle mir deine Geschichte, und laß uns dann sehen, was wir thun können, dich in die große Gesellschaft der Menschen zurückzuführen.

Der R. Das letzte ist vergebens. Meine Geschichte ist kurz. Du kennst den Weg, den ich einschlug, als ich dich an jenem Morgen zum ersten Male allein wandern ließ. Er hat mich hierher geführt.

Der P. Aber, Heinrich, sein Ende? —

Der N. Wird dunkler, immer dunkler, wie diese Herbstnacht, in welcher die Wipfel der Tannen seufzen.

Der P. Wie kamst du zu diesen Menschen?

Der N. Ich zog, wie du wissen wirst, in die Fremde, um zu versuchen, ob mir die Besserung da leichter werden würde, wo ich die gewohnten Gefährten und ihr böses Beispiel nicht um mich hatte. Doch vergebens ist es, dem Bösen entfliehen zu wollen, wenn man selbst das Böse in seiner Brust trägt und nährt. Das Böse findet sich dann überall wieder. Ich blieb meinem Wandel treu. Mit dem, was ich verdiente, konnte ich meine Lust zu Trank und Spiel nicht befriedigen. Meine Eltern, ach! meine armen Eltern setzten mir zu, bis ich's nicht mehr wagte, mich an sie zu wenden. — Hier hielt er inne. Dann fuhr er fort: Ich wurde so zu sagen landflüchtig, suchte im Soldatenstande Schutz und Ruhe, und fand — züchtigende Strenge. Ich verließ ihn, irrte Wochen und Monate hindurch auf einsamen Wegen in Wäldern umher. Endlich wagte ich mich wieder unter die Menschen, ach! und ich traf in den niedrigen und immer niedrigeren Schenken, die ich aufsuchen mußte, um nur unentdeckt zu bleiben, solche Leute, die ich noch nie geachtet hatte, die mir aber jetzt schon willkommenere Gefährten

waren. Sie gaben mir Aussichten auf dieses freie Leben, das ich jetzt führe. Es entstand ein fürchterlicher Kampf in meinem Herzen, ob ich ihnen folgen sollte oder nicht. Der Gedanke an meine Eltern verfolgte mich Tag und Nacht. Da hörte ich, als ich mich einem Landsmanne einst unbekannt näherte, daß der Gram über mich sie ins Grab gebracht hätte. Wo konnte ich noch Aufnahme, wo Achtung finden? — Was ich nicht wollte, mußte ich. Ich trat in den unseligen Bund, den du dort gelagert siehst. Er hat mich in Folge einiger Wagnisse, und weil er Achtung für meine Gerechtigkeit gewann, die noch nicht ganz aus meiner Brust geschwunden ist, zum Anführer gewählt. Wo konnte ich ein besseres Loos in meinen Umständen finden? Wo die Achtung? Wo? —

Hier unterbrach ihn der Prediger. Wärest du zu mir gekommen, Heinrich, mit einem Herzen voll Reue, ich hätte dir Aufnahme verschafft. O, komme noch!

Der N. Jetzt ist's zu spät. Ich sehe, du bist Gatte und Vater. Auch ich bin es. Stehe da meine Frau und zwei Kinder. Unglückliche Geschöpfe! Im Walde geboren, unter Rohheit und Zügellosigkeit aufgewachsen. Meine Frau, ein unglückliches Wesen, das sich einst auf einem Jahrmarkte mit mir einließ, das ich darauf entführte, und da erst mit meiner

Lebensart bekannt machte. Sie theilt ein Leben treu mit mir, das reich an Jammer ist, wenn man ein besseres kennt.

Der P. Ach, so führte denn der Leichtsinn dich nicht allein in dieses Elend! O, wie bedaure ich dich!

Der R. Das thue nur immer, Karl! Ich bedaure mich selbst. Sieh dort deine zarte unschuldige Gattin zittern in dem rohen Gelage meiner Gefellen. So hat sie das Leben noch nie erkannt. Sieh dort deine Kinder zagen beim Anblicke dieser Menschen, welche an und in sich die Spuren der Niederträchtigkeit und der Verworfenheit tragen. Stelle sie gegen die meinigen. Ein Unterschied, als wenn ich die guten Geister des Himmels, die ich mir in der Jugend beim Anhören der Erzählungen aus der heiligen Geschichte vorstellte, gegen die des Abgrundes halte. Und doch sind sie mir lieb. Ich bin ihr Vater. Sie machen mir Freude durch ihre rohe Natur.

Der P. O, ist es so weit mit dir gekommen? Heinrich! Ja, das Böse hat schreckliche Folgen.

Der R. Ja, Karl, so weit ist es gekommen mit mir. Uns scheidet eine zu große Kluft. Uns vereint nichts, als die Erinnerung meiner unschuldigen Jugend, die mir noch immer lieb, aber auch immer quälend ist. Unsere Wege laufen für immer

auseinander. Gehe! gehe du wieder in dein stilles Thal zurück. Sey Lehrer und Seelsorger. Warne, warne vor Leichtsinne und Verführung, und bete, wenn du kannst, für den unglücklichen Heinrich Nohr und die Seinigen.

Der P. Höre noch eine Bitte, Heinrich! Kehre um! Noch mag's Zeit seyn.

Der N. Davon nicht mehr, Karl! Ich geleite dich aus dem Walde. Dir soll kein Leid geschehen. Vielleicht, vielleicht sehen wir uns wieder!

Der Räuberhauptmann Kommandirte darauf einigen seiner Leute, daß sie die Pfarrfamilie mit ihrem Reisegepäck wieder zu dem Wagen führen sollten. Sitternd hatten die Pfarrfrau und die Kinder dem Gespräche des Pfarrers mit dem Hauptmann zugehört, und schwebten zwischen Furcht und Hoffnung. Jetzt wurden sie etwas ruhiger, als man sie mit Schonung behandelte und zurückführte. Der Hauptmann selbst begleitete sie bis an den Wagen, und führte dann die Räuber an, die als Bedeckung bei dem Wagen beordert waren. Am Ende des Waldes streckte er seine Hand in den Wagen, drückte stark die Hand des Predigers, sagte dumpf ein Lebewohl! und war verschwunden.

D a s E n d e.

Eine Mitleidsthräne falle
 Still auf des Verirrten Grab.
 Junger Pilger, geh' und walle
 Du den rechten Pfad hinab.

Diese schreckliche Nacht hatte die Pfarrfamilie sehr angegriffen. Sie verweilte auf der nächsten Station bis an den Morgen, und eilte dann eine Gegend zu verlassen, die solche fürchterliche Ausstritte ihr unvergesslich machten. Der Verfolg ihres Weges versüßte in etwa das Erlittene durch angenehme Begebenheiten, und sie kam glücklich in die Arme des Großvaters zurück. Nur diesem allein erzählte der Prediger die schauerliche Geschichte. Der Alte schüttelte den Kopf mit den grauen Locken, und Thränen strömten von seinen Wangen. Die Gattin des Pfarrers vermochte die Erzählung nicht mehr anzuhören.

Schon war der Eindruck, den dieses Zusammentreffen auf den Prediger gemacht hatte, durch die Zeit in etwa geschwächt, als ein Brief ankam, der sehr sonderbaren Inhalts war. Eine Gerichtsbehörde einer fernern Gegend ersuchte ihn, zu einem eingezogenen Räuber daselbst zu kommen, indem sein Besuch für denselben wichtig seyn könnte. In diesem Schreiben lag ein offener Brief von der Hand seines Jugendfreundes, des Räuberhauptmanns. Er bat, er

beschwor ihn, daß er ihn vor seinem Lebensende, das von den Gerichten bestimmt war, noch einmal besuchen möchte. „Komme doch, lieber Karl, vielleicht rettest du noch eine Seele.“ — war der Schluß.

Diese beiden Briefe brachten große Bewegung in die Gemüther der Pfarrfamilie. Der Prediger fühlte sich zwar geneigt, der Einladung zu folgen; aber seine Gattin und Kinder konnten sich nicht drehen ergeben. Nach vielem Besprechen darüber trat endlich der Großvater mit Ernst und Würde auf und sagte: Möchtet ihr nicht wünschen, daß eine Seele gerettet würde? Und möchtet ihr den aufhalten, der es vielleicht könnte? — Da gaben sie es zu. —

Der Prediger reisete ab. Er fand seinen Jugendfreund in einem engen Kerker und in tiefemummer, der in quälende Gewissensangst überging. Das Zusammentreffen war erschütternd.

Der Prediger hat viel mit ihm geweint und gebetet, und durch Ringen und Kämpfen ward es ruhiger in der Seele seines Freundes.

Die Gerechtigkeit übergab ihn dem höhern Richter. Möchte ihm die ewige Barmherzigkeit dort das Wort geredet haben: Gnade!

Für die hinterlassene Frau und ihre Kinder sorgte der Prediger nach dem Versprechen, das er seinem Jugendfreunde gab. Sie wurden einer wohlthätigen Anstalt übergeben, die sich solcher Unglücklichen annahm.

Oft erzählte mit inniger Nührung der Pfarrer diese Geschichte den Kindern seines Ortes.

Da: oder dorthin? meine Kinder!

